

DER MARIENBOTE

September 1959

Werdet menschlicher

"Werdet menschlicher, übt Güte, Nachsicht und Liebe", sagte der Nobelpreisträger Dr. Forssmann, als er über die Managerkrankheit sprach. Er warnte vor dem täglichen Ärger, den sich die Menschen gegenseitig selbst antun. "Ärger", sagte er, "zerstört die Herzen und kann zum tödlichen Herzinfarkt führen." Das sicherste Rezept dieses Herzspezialisten für die Gesundheit und das Wohlergehen heißt: "Werdet menschlicher" von Familie zu Familie, von Haus zu Haus, von Volk zu Volk.

Dieses Rezept möchte ich weitergeben an alle Leserinnen nud Leser, damit alle durch Güte, Verstehen, Geduld und Liebe dazu beitragen, das Leben auf der Welt schöner und erträglicher zu machen. Lesen Sie bitte die Artikel dieses Heftes aufmerksam und schauen Sie auf unseren Heiligen Vater, Papst Johannes XXIII., der uns das schönste Beispiel menschlicher Güte gibt. Schon im Jahre 1951 verkündete er bei der UNO folgendes Programm für den sozialen Frieden:
"Einander anschauen, ohne einander zu mißtrauen. Sich einander nähern, ohne sich zu fürchten. Sich helfen, ohne sich preiszugeben.
Das ist ein gutes Aktionsprogramm für den Fortschritt des sozialen Lebens."

In seiner Krönungsansprache nannte er die Liebe des Guten Hirten sein Vorbild. Seine Besuche in den Krankenhäusern, Kinderheimen und Gefängnissen sind Ausdruck dieser Hirtenliebe. Sind wir nicht ergriffen von dieser menschlichen Wärme und Güte? Kann man sich liebevoller dem Kranken zuneigen, gütiger sein gegen die Gefangenen, die alle eine Schuld auf sich geladen haben? Spiegelt sich nicht in den Gesichtern und in der Haltung der Gefangenen schon etwas wider von dem Vertrauen und der Güte des Guten Hirten?

Vergessen wir nicht, daß wir alle Verantwortung tragen für das gute oder schlechte Klima in der Welt. Im Zeitalter der Technik, der fortschreitenden Bürokratisierung und Verstaatlichung bedarf der Mensch erst recht des Menschen, des mitmenschlichen Herzens.

Wer Gott in sich trägt ist eine Kraftquelle für seine Umwelt

Die Seelen, in denen Gott frei walten kann, strahlen Sein Licht bis in die Finsternis der Sünde aus. Dem Christen ist die Aufgabe übertragen, das göttliche Licht im Dunkel der sündigen Welt leuchten zu lassen. Was Gott durch Seine Gegenwart gibt: Seine Wahrheit, Seine Liebe, Sein Leben, müssen Seine Jünger aus eigenem Antrieb verschwenderisch weiterschenken; auch ohne daß sie diese Absicht jedesmal eigens erneuern. Wer Gott in sich trägt, ist dadurch allein schon eine Licht- und Kraftquelle für die gesamte Menschheit. Wer nicht sich selbst sucht, wer Gott seinen Willen opfert, wer nicht bei sich selber stehenbleibt, sondern im Sohne alles vom Vater annimmt und Sein Wohlgefallen sucht, wird wie ein Leuchtturm, wird zum Retter vieler Irrender.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang | September 1959, Battleford, Sask. | No. 11

Dies und Das

"Unterentwickelte" Länder

Etwa sechzig Jahre nach Christi Himmelfahrt schrieb der römische Historiker Tacitus sein bekanntes Buch "Germania". Er berichtete darin über seine Beobachtungen, die er auf einer Reise durch das Land der Germanen machen konnte. Dem hochkultivierten Römer waren die Germanen des ersten christlichen Jahrhunderts selbstverständlich "Barbaren" reinster Sorte. Erstaunt war Tacitus jedoch über die hohe Kultur der Sittlichkeit, die er unter den Germanen fand und in der die "Barbaren" den Römern weit überlegen waren.

Vor ein paar Wochen hielt der indische Botschafter in Bonn, F.H.B. Tyabji, den Deutschen einen Vortrag über die "Zusammenarbeit zwischen den entwickelten und unterentwickelten Ländern." Unter anderem sagte er: "Was meinen wir ganz genau, wenn wir von entwickelten und unterentwickelten Ländern sprechen? Darunter stellen sich verschiedene Leute unterschiedliche Dinge vor. Ich zum Beispiel könnte Ihr Land als unterentwickelt ansehen, weil Sie noch nicht die Fähigkeit entwickelt haben, 'still' zu sein — eine Fähigkeit, der ich viel Bedeutung beimesse."

Der Durchschnittsmensch des modernen Abendlandes mißt so einem Worte eines Asiaten nicht sehr viel Bedeutung zu. Das "Still-Sein", von dem der Inder sprach, ist nicht unsere Tugend. Obwohl es ein — nicht nur asiatischer — urmenschlicher Eckstein jeder echten Kultur ist. Etwas Urmenschliches, das auch unserer westlichen Kultur Bau und Seele geben konnte.

Die griechische Klassik nannte dieses "Still-Sein" ein "Hineinlauschen in das Wesen der Dinge", und die klassische Theologie des Christentums spricht von "beschauender Einkehr in Gott und in sich selbst" und vom Vermögen des Menschen, durch Insichgehen und Beschauung Erkenntnisse zu empfangen, die nie kommen, ohne dieses "Still-Sein".

Moderne Ärzte und Psychologen schreiben heute: "Die Unbekanntheit des heutigen Menschen mit sich selbst übersteigt die Normalpsychologie der üblichen Selbsttäuschung und der gewöhnlichen Abneigung des Menschen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Es ist wie ein blinder Fleck im inneren Auge, eine Art Seelenblindheit für das eigene Ich oder ein tiefer, stark mit Widerstand geladener Widerwille, sich ernsthaft mit dem eigenen Inneren auseinanderzusetzen.' Es ist dem modernen Menschen des Westens unwichtig, "mit sich selbst ins reine zu kommen." (Dr. J. Bodamer, "Der Mensch ohne Ich").

Wichtig ist uns Menschen des hochkultivierten Westens scheinbar nur noch die Ober-Fläche des Lebens, das rein Äußere. Das ist der Grund, warum wir alle Länder, die in der Entwicklung von Technik und Industrie weit hinter uns zurückgeblieben sind, als "unentwickelt", das heißt als "kulturlos und von minderwertigem Menschentum" bezeichnen.

Wirtschaftliche Entwicklung ist uns zum Maßstab aller Kultur geworden. Die Weisheit uralter Kulturen außerhalb der westlichen Welt gilt uns von vornherein nichts. Hochmütig schauen wir auf sie herab und reden davon, daß den Menschen der nichtwestlichen Welt erst einmal unsere Kultur und unsere Zivilisation beigebracht werden müsse.

Wir scheinen die Tragweite des Wortes Papst Pius XII. (1955) noch nicht erkannt zu haben, das da sagt, die Kirche Jesu Christi sei an keine bestimmte Kultur gebunden. Es sei unrichtig, daß Christentum, Kirche, und die westliche Welt ein und dasselbe seien. Die Kirche sei ihrem Auftrag gemäß immer bereit, mit jeder Kulturform in Verbindung zu treten. Sie achte und lasse vollständig unangetastet, was in den verschiedenen Kulturen der Völker und Rassen nicht naturwidrig sei.

Die Kirche weigert sich einfach zu predigen, daß unsere westliche Kultur die "Kultur der Welt" sei, die allen Völkern hinausgetragen werden müsse. Sie weiß, was der moderne Mensch des Westens fast als Häresie betrachtet: Daß es eines Tages auch ein Christentum schintoistischer (Japan), confuzianistischer (China, Indochina, Korea), buddhistischer, hinduistischer usw. Kultur geben werde.

Wir inzwischen wühlen uns immer tiefer in den Irrglauben hinein, daß unsere Kultur den Schlüssel zur Lösung aller Weltfragen besitze. Das Problem der immer ernster werdenden Überbevölkerung Asiens suchen wir "wissenschaftlich" zu lösen: Wir gaben den Asiaten den ernsten Rat, durch geplante Geburtenkontrolle dem Bevölkerungswachstum Asiens schnellste Grenzen zu legen.

Der "unkultivierte" Mensch Asiens weigerte sich jedoch, diesem Rat westlicher Kultur zu folgen. Es wiederholte sich hier, was Tacitus vor 1900 Jahren über die Sittlichkeit der "kulturlosen Germanen" schrieb. Die Asiaten, ganz besonders die unteren Schichten, weigerten sich, das Naturgebot der Sittlichkeit zu vergewaltigen. Arm und wirtschaftlich unentwickelt mögen diese Menschen sein. Sie haben weder Auto noch fließendes Wasser, weder Fernsehen noch die wissentschaftlichen Kenntnisse unserer modernen Forschung und unserer modernen illustrierten Wochenblätter — sie haben aber Kopf und Sinn. Daß diese Menschen nicht "kultiviert" denken können, ist schnell behauptet — nach dem "schnellen Urteil" des Westens.

Wir sollten uns doch lieber etwas Sorge darüber machen, daß diese Menschen nachdenken können und auch wirklich denken. Was denken sie wohl von jenem Plan, den Menschen des hochkultivierten Westens vorgeschlagen haben: Durch Entzug aller ärtzlichen Hilfe die Asiaten einfach jeder Seuche auszusetzen und sie so, durch Massensterben, in den Grenzen einer "gesunden Bevölkerungspolitik" zu halten?

Wir erzählen es uns immer wieder, daß heute der gefährlichste und auch stärkste Feind aller westlichen Kultur der Kommunismus sei.

In Asien werden täglich 66 000 Kinder geboren. Das macht monatlich 2 Millionen, und jährlich 24 Millionen Menschen. In zwanzig Jahren werden viele dieser Kinder nicht mehr leben. Das Sterben an Unterernährung und wegen Mangels an medizinischer Hilfe ist erschreckend. Viele der in diesem Jahre geborenen 24 Millionen Kinder Asiens werden in zwanzig Jahren aber doch noch am Leben sein. Sie werden nach Verdienstmöglichkeit suchen. Und sie werden erfahren — was man in anderen Erdteilen heute schon weiß — daß der Weiße heute der Kapitalist ist, der 80% aller Dinge, die durch moderne Industrie und Technik produziert werden, für sich in Anspruch nimmt, während fast zwei Drittel der heutigen Menschheit gezwungen werden, von dem zu leben, was übrig bleibt. Vom Brotende, von den armseligen 20%, die übrig bleiben.

Wir scheinen noch garnicht verstanden zu haben, was hiermit gesagt ist. Während der Weiße zum täglichen Brot noch Luxus hat, wie Haus mit fließendem Wasser, Arzt ein paar Straßen von der Haustür entfernt, Fernsehen, Tabak in Hülle und Fülle, Flugzeug und Geld fürs Flugzeugfahren — alles das und noch tausend Dinge des alltäglichen Lebens gehören zu den 80% der Weltproduktion, die nur für uns produziert wird — verhungert der Mensch anderer Weltteile, weil die restlichen 20%, die wir ihm zu verdienen erlauben, einfach nicht zum allerärmsten Leben ausreichen.

Und hier wächst dem Menschen des Westens ein Feind, der eines Tages gefährlicher sein wird als das "Ostreich hinter dem Eisernen Vorhang."

Es fehlt uns das "Still-Sein" zum Nachdenken, es fehlt uns ganz besonders die "beschauende Einkehr in Gott und in sich selbst." Weil sie uns fehlt, ist uns alles Verständnis für wirkliche Gerechtigkeit und Sittlichkeit ganz abhanden gekommen. Und Verantwortung dem Gewissen und

dem Nächsten gegenüber ist nicht mehr unsere Sache. Propheten sind unter uns nicht beliebt, und wo wirklich richtig gesehen wird, da werden Dämpfer aufgesetzt, die wirklich wirksam sind.

Einer sieht aber immer richtig, ganz gleich, was der Mensch westlicher Kultur von Ihm hält. Und das ist Gott, der alles bis in die letzten Einzelheiten weiß — über den gegenwärtigen Untergang des Abendlandes. Des Abendlandes, das sich selbst zerstört an der "Kultur" seiner Armut an Tiefengedanken und seines Reichtums an Unsittlichkeit.

– Der Schriftleiter

Auswandererhilfe

Der Auswanderer geht in die Welt hinaus. Es war früher so, als die Welt noch weithin unbebautes Land war, ist aber auch heute noch der Fall, obwohl die Welt klein geworden und fast bis an die Grenzen bestellt ist.

Der Auswanderer geht in die Welt hinaus. Die Welt aber ist Gottes Werk und Gottes Feld. Nachdem Gott die Welt geschaffen hatte, sah er, "daß es gut war" (Gen. 1). Gott liebt die Welt, und er übergab sein Werk dem Menschen als Feld, damit er es "bestelle und bewahre" (Gen.2,15). Auch nachdem sich der Mensch gegen Gottes Willen erhob, überließ ihm Gott die Erde. Er ließ die Menschen hinausgehen, damit sie sich mehren und die Erde erfüllen: "Regt euch auf der Erde und beherrscht sie" (Gen. 9,7).

Gott hat die Welt als sein Werk dem Menschen anvertraut. Jeder Mensch hat in und an der Welt eine Aufgabe. Da, wo er steht, hat er sie zu leisten, in seinem Beruf und nach seinen Kräften. Meistens steht der Mensch in seiner Heimat. Der Auswanderer aber verläßt den heimatlichen Standort und sucht sich einen neuen in der weiten Welt.

Obwohl nun diese Welt Gottes Werk und Feld ist, ist sie dem Menschen doch immer nur Fremde und nur Weg zur ewigen Heimat. Vor allem wird sie dieses für die Auswanderer. So ist die Aufgabe, die Welt zu "bestellen und zu bewahren", für ihn zugleich eine Aufgabe der Bewährung. Der Mensch ist von Gott zum Herrn der Welt eingesetzt worden, er steht aber mit seiner Herrschaft in der Welt im Dienste dessen, der sie geschaffen hat.

Das sollt auch der Auswanderer, der hinausgeht, um sich ein Stück Welt durch Wagemut und Tatkraft zu erobern, stets bedenken. Das, was er tut, nämlich in die Welt hinausschreiten, um Heimat zu finden und ein Werk zu vollbringen, hat seinen Sinn von Gott her, und so sollte er auch seine Auswanderung als Lebenswerk sehen, das er im Angesichte Gottes zu erfüllen hat. Seine Wanderung ist ein Wagnis, aber — und das ist ein Trost — ein Wagnis, das unter dem besonderen Segen Gottes steht, wenn es im Sinne des Auftrages ausgeführt wird: die Erde "zu bestellen und zu bewahren".

Auswanderer! Du gehst hinaus in die Welt. Das ist kein alltägliches Ereignis in Deinem Leben, es ist eine wichtige und ernste Sache. Habe aber vor Augen, daß die Welt Gottes Werk und Feld ist. Sieh so die Welt an, bedenke, welche Bedeutung Dein Unternehmen hat, vollziehe es im gottgewollten Sinn und wisse: der Engel Gottes, der Erzengel Raphael, wird Dir Begleiter sein.

Raphael's Dienst

Die Versuchung

von Gert Lynch

Ich setzte mich grüßend an den Tisch zu dem einzelnen Gast, der die Zeitung las, und bestellte bei der Kellnerin das kleine Menü. Während des Essens überflog ich die Schlagzeilen auf der Rückseite des Blattes, das der Mann gegenüber in der Hand hielt. Da ließ dieser die Zeitung sinken und sagte knurrig: "Kaufen Sie sich gefälligst selber ein Blatt!"

"Verzeihung", erwiderte ich betroffen.

Der Gereizte brummte etwas Unverständliches und las weiter. Plötzlich warf er die Zeitung auf den Tisch, riß das Taschentuch heraus und nieste dreimal hinein.

"Ich hatte schon "Gesundheit" auf der Zunge, aber ich unterdrückte das Wort. In diesem Augenblick fiel eine Banknote aus dem Taschentuch und flatterte unter den Tisch.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich den Mann darauf aufmerksam gemacht, doch in diesem Fall: nein! Man mußte gewärtig sein, nochmals angeraunzt zu werden.

Ich lehnte mich also stumm zurück, brannte mir eine Zigarette an und nahm den bärbeißigen Tischnachbar heimlich aufs Korn. Dieser wischte sich umständlich den Bart, trompetete in das Taschentuch, erhob sich schwerfällig und ging zur Toilette.

Na, dachte ich, als der Mann zurückkam, jetzt wird er wohl den verlorenen Geldschein entdekken. Und der Gast blickte wirklich unter den Tisch. Aber siehe da, er spielte den Ahnungslosen; er rückte den Stuhl zurecht, setzte sich und las weiter.

Merkwürdig, überlegte ich. Hier stimmt etwas nicht! Zweifellos hat er die Banknote unter dem Tisch liegen sehen. Will er mich etwa in Versuchung führen?

Da — ich glaubte nicht recht zu sehen — setzte sich der linke Fuß des Gastes seitwärts in Bewegung. Langsam und lautlos glitt die Sohle vor, dann drehte der Absatz bei, und wiederum Sohle und Absatz, bis der Schuh den Geldschein bedeckte. Damit war die Banknote dem Blick entzogen, und der Mann saß da, als sei nichts geschehen, paffte Wolken aus der Virginina und las unentwegt Zeitung.

Ich fühlte mein Zwerchfell in Aufruhr geraten. Mein Tischnachbar wandte alle Gerissenheit an, sein eigenes Geld zu stehlen!

Ich spürte, daß der Mann mich belauerte und für den Verlierer der Banknote hielt, und es reizte mich, den Verlierer zu spielen.

So zog ich die Geldbörse, öffnete sie, schüttelte den Kopf und steckte sie nachdenklich wieder ein. Nun nahm ich die Brieftasche heraus, schaute in jedes Fach und schob sie in das Jackett zurück. Dann spähte ich wie ein Suchender unter den Tisch. Schließlich blickte ich fragend auf mein Gegenüber. Der Mann rührte sich nicht, doch auf seiner Stirn war feiner Schweiß ausgebrochen . . .

Da schlug es zwei Uhr, und die Bedienung trat heran. "Ich werde abgelöst. Darf ich die Herren um Bezahlung bitten?"

Der Tischnachbar faltete die Zeitung zusammen, zog den Geldbeutel und öffnete ihn . . .

Verdutzt legte er den leeren Beutel auf die Tischplatte, holte das Taschentuch aus der Rocktasche und fingerte eifrig darin. Dann fuhr er mit erregten Händen durch die übrigen Taschen. Doch er suchte vergeblich.

"Ja — Donnerwetter — nochmal", entfuhr es ihm, indem ihm endlich das Licht aufging. "das is doch — mein eigener —."

Er nahm flink den Fuß von der Banknote, hob sie auf und reichte sie der verblüfften Kellnerin. Es war ein blauer Zehnmarkschein. Und kaum, daß die Bedienung gewechselt hatte, stand der Mann auf, griff nach Hut und Überzieher und schritt belämmert von dannen . . . –

Maria ein geheimnisvoller Name

Von P. Leopold, Kapuziner

Bei allen Völkern erhält das Kind bei seiner Geburt einen Namen, der es von den anderen Kindern der Familie unterscheidet. Wie bei allen Völkern so hatten auch bei den Juden diese Namen ursprünglich einen allgemein verständlichen und deutlich erkennbaren Sinn. Vor allem liebten es die Eltern immer ihre Wünsche und Hoffnungen für das Kind in seinem Namen zu legen. Hierbei wurde bei den Israeliten der Name gewöhnlich aus dem Kreis der religiösen Erwartungen und Wünsche gewählt. Wir dürfen also mit Sicherheit annehmen, daß auch der Name Mirjam-Maria in seiner ursprünglichen Form einen klaren und deutlichen Wortsinn besaß. Wenn Gott den Namen Mirjam-Maria für die Mutter Jesu in seiner Vorsehung bestimmt hat, so ist dies wohl auch deswegen geschehen, weil dieser Name eine für die Gottesmutter passende Bedeutung bsaß.

Seit den ersten christlichen Jahrhunderten haben darum die Christen immer und immer wieder nach dem Wortsinn und der Bedeutung des Namens Maria geforscht. Hierbei ist der Name Maria immer noch ein in weitem Maße geheimnisvoller Name geblieben. Bisher sind im Laufe der Jahrhunderte etwa 70 verschiedene Ableitungen und Erklärungen des Namens Maria vorgeschlagen worden. Auch heutzutage kann der wahre Sinn des Wortes Maria noch nicht eindeutig und mit voller Sicherheit angegeben werden. Es kommt dies daher, weil unsere Kenntnisse der alten Sprachen immer noch recht lückenhaft ist. Der Name Mirjam ist etwa 1400 Jahre vor Christi Geburt entstanden. Damals hat ihn jedenfalls die Schwester des Moses erhalten.

Die "Gottgeliebte"

Unter den Erklärungsversuchen des Namens Mirjam-Maria erscheint heutzutage jener am wahrscheinlichsten, der den Namen aus der ägyptischen Wortwurzel "mer" lieben, davon "meri" geliebt, und aus dem hebräischen "jam', gleich "Jahwe" — Gott zusammengesetzt sein läßt. Meri-Jam, Mirjam, bedeutet also die Gottgeliebte. Dies ist die Ansicht von P. Zorell und nach ihm vieler moderner Gelehrter. Jedenfalls ist zu Gunsten dieser Ableitung des Namens Maria zu beachten, daß auch die Namen Aron und Moses, die Namen also der beiden Brüder der ersten Mirjam, ägyptischen Ursprungs sind. Es ist daher von vorne herein wahrscheinlich, daß auch die Schwester der beiden einen Namen ägyptischer Herkunft trug, zumal ja alle drei in Ägypten auf die Welt kamen. Dazu kommt noch, daß man im alten Ägypten häufig Namen findet, die aus dem Worte "meri" geliebt und aus dem Namen einer Gottheit zusammengesetzt sind. So zum Beispiel Meri-Ra, der vom Gotte Ra geliebte, Meri-Amun , der vom Gotte Amon geliebte, Meri- Ptah, der vom Gotte Ptah geliebte usw. Wir dürfen annehmen, daß auch die Israeliten in Ägypten diesem Brauche folgten und so die Schwester des Moses "Mirjam" das heißt die von Jahwe, dem wahren Gotte, geliebte, genannt wurde.

In Erinnerung an diese ägyptische Mirjam hat dann die Mutter Jesu den gleichen Namen erhalten. Der ägyptische Ursprung des Namens Mirjam-Maria würde auch erklären, warum bei den aus Ägypten befreiten Juden des Alten Testaments dann durch lange Jahrhunderte hindurch der Name Mirjam nicht mehr üblich war. Er war eben kein echt hebräischer Name und bei den Juden waren damals ägyptische Namen verpönt. Erst um die Zeit Christi ist der Name Mirjam-Maria wieder in Israel gebräuchlich geworden,

weil man wieder nach einer Befreierin des Volkes sich sehnte.

Auch die Anrede des Engels bei der Verkündigung Mariens paßt recht wohl zu ihrem ägyptischen Namen. Der Engel Gabriel hat Maria damals als die "kecharitoméne" begrüßt, das heißt als die Gnadenvolle, die mit der wohlwollenden Liebe Gottes erfüllte. Die Bezeichnung Marias als der von der wohlwollenden Liebe Gottes erfüllten und der Name Mirjam, die von Gott geliebte, passen recht gut zusammen. Im Grunde genommen sagen beide Worte das gleiche. Die Mutter Jesu war gottgeliebt und daher auch gnadenvoll über allen anderen bloßen Geschöpfen.



Die "Verwandten des Erhabenen" Gottes

Dem Sinn nach, wenn auch nicht der Ableitung nach, ist mit der soeben besprochenen Erklärung des Namens Mariae eine andere Deutung verwandt. Mirjam-Maria würde soviel bedeuten wie die "Verwandte des Erhabenen". Gemäß dieser Erklärung ist der erste Bestandteil des Wortes Mirjam aus der südlichen Sprachgruppe des Semitischen genommen und hat ursprünglich "hami" gelautet, was den Begriff naher Verwandtschaft ausdrückt. Der zweite Bestandteil des Namens ist aus der bekannten Wurzel "rjm", "rjam", hoch sein, erhaben sein, genommen, so daß der Name Maria ursprünglich "Hamirjam", die Verwandte des Erhabenen, das heißt Gottes, gelautet hat. Weil der Name angeblich häufig gesprochen wurde, hat sich das erste "ha", wie auch in anderen Fällen, abgeschliffen, so daß schließlich der Name "Mirjam" entstand.

"Die Erhabene, die Hohe, die Herrin"

Neben der eben angeführten Erklärung des Namens Maria aus einer ägyptischen Sprachwurzel, kommt auch einigen anderen Ableitungen des Namens Maria eine bestimmte sprachwissenschaftliche Wahrscheinlichkeit zu. So leiten seit den ältesten Zeiten viele Erklärer den Namen Maria-Mirjam von dem aramäischen Worte "mar" her. Aramäisch wurde zur Zeit Jesu in Palästina vom Volke als Umgangssprache benützt. "Mar" nun bedeutet im Aramäischen soviel als "Herr" und die Silbe "jam" wäre zur Bezeichnung der Eigenschaftswörter gebraucht. Maria, Mirjam würde also soviel wie "die Erhabene, die Hohe, die Herrliche, die Herrin" bedeuten. Diese Erklärung des Namens Maria wurde vom hl. Hieronymus (342–429), Petrus Chrysologus (406–450) und Johannes Damaszenus († 753) und vielen anderen vertreten und in der Folgezeit vom hl. Bonaventura und Thomas von Aquin übernommen. Sie hat bis in die neueste Zeit zahlreiche Freunde gefunden. Auch der biblische Name Martha wird gleich dem Namen Maria mit Herrin erklärt. Man darf in diesem Zusammenhang wohl auch darauf hinweisen, daß der urchristliche Ruf "Maranatha", den der heilige Paulus im ersten Korintherbrief (16, 22) wiedergibt, soviel bedeutet wie "Unser Herr kommt!" (vergl. Apoc. 22,30). Auch er ist aus der aramäischen Sprache genommen. Maria ist also die Erhabene, die Hohe, die Herrin. Sinngemäß entsprechen in unseren modernen Sprachen dieser Deutung des Namens die Ausdrücke, mit welchen wir Maria als Madonna, Nôtre Dame oder unsere Liebe Frau bezeichnen.

"Die Schöne"

Eine andere moderne Ansicht leitet den Namen Maria von der hebräischen Wurzel "Mara" ab. "Mara" bedeutet wörtlich soviel wie "fett machen, mästen". Maria wäre also wörtlich: "die Wohlbeleibte". Dies aber soll nach orientalischem Schönheitsbegriff soviel wie "die Schöne" oder auch "die Starke oder Hochgewachsene" bedeuten. Diese Ansicht haben Fürst (1850), Bardenhewer (1897), A. Schäfer (1900), Lesêtre und Jansens vertreten. Als Einwand dagegen kann geltend gemacht werden, daß keineswegs feststeht, daß "mara" im hebräischen für schön verwendet wurde. Dafür hatte man andere Worte.

Die dem Satan "Widerstehende"

Endlich sei noch eine letzte sprachwissenschaftlich mögliche Erklärung erwähnt. Diese versucht den Namen Maria aus der hebräischen Wurzel "mara", die soviel bedeutet wie "widerstreben, widerspenstig sein", abzuleiten. Maria wäre die Widerspenstige, die Aufständische oder auch der Anlaß für den Aufstand anderer. Diese Erklärung ist schon dem hl. Laurentius von Brindisi (1559–1619) bekannt gewesen; im 18. Jahrhundert wurde sie von Matthäus Hiller und dann 1840 von Gesenius vertreten. Was Maria, die Mutter Jesu anbelangt, so ist sie zweifellos die dem Bösen widerstrebende Feindin Satans gewesen, die mit Christus den vollen Sieg errang über ihn (vgl. Gen. 3,15). Sie ist wohl auch als Mutter des menschgewordenen Gottes mit Christus der Anlaß für die Auflehnung und den Abfall der bösen Eugel gewesen, als diese von der kommenden Menschwerdung Gottes erfuhren. Trotzdem muß gegen diese Erklärung des Namens Maria eingewendet werden, daß sie nur schwerlich befriedigen kann, denn es ist kaum denkbar, daß ein guter Vater sein neugeborenes Kind mit dem unfreundlichen Namen einer Widerspenstigen und Aufständischen bedenkt. Besser als diese Erklärung des Namens Maria passen die anderen Deutungen auf die allerseligste Jungfrau. Ist sie doch, wie keine andere unter den Frauen, die Herrin, die Erhabene und Hohe, die Mutter des großen Gottes, die Gott-liebende und Gott-geliebte vor allen Geschöpfen. –

Mensch ohne Heimat

Zum Beginn des Weltflüchtlingsjahres

"Mit grosser Genugtuung haben Wir davon Kenntnis erhalten, dass die Vereinten Nationen ein 'Weltflüchtlingsjahr' vom Juni 1959 bis Juni 1960 angesetzt haben; von ganzem Herzen gewähren Wir diesem edlen Unterfangen die moralische Unterstützung Unserer Ermutigung.

Dem Schicksal aller, die fern der Heimat im Exil leben, hat stets in ganz besonderer Weise die mütterliche Sorge der katholischen Kirche gegolten, die das Wort Christi, ihres göttlichen Stifters, nicht vergessen darf: 'Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war gefangen, und ihr habt mich besucht ...'" (Matth. 25, 35)

Papst Johannes XXIII.

Es gehört zu den primitivsten Grundbedürfnissen des Menschen, *eine Heimat* haben und behalten zu dürfen. Immer schon rechnete man es daher zu den schlimmsten Schicksalen, unstet und flüchtig über die Erde streifen zu müssen, ohne eine bleibende Stätte finden zu können. Der *"vagus"*, der *heimatlose Flüchtling*, war stets ein Mensch ohne Recht und ohne Schutz, dem Erbarmen und allzuoft auch der Willkür hilflos ausgeliefert. Es konnte darum keinen schlimmeren Rechtsbruch oder keine härtere Strafe geben, als die Austreibung eines Menschen aus seiner angestammten Heimat und aus dem Kreis von blutsverwandten oder benachbarten Mitmenschen.

Heimatvertreibungen gibt es auf der Erde schon seit den Tagen des Paradieses. Seitdem beginnt die Flucht der Menschheit über den Erdball, immer von neuem siedelnd und wieder aufbrechend nach neuen Heimstätten. Aber unser Jahrhundert ist mehr als je eine Zeit zuvor eine *Epoche des Flüchtlings* geworden. Eine neue Völkerwanderung hat eingesetzt. Sie ergreift nicht nur einzelne, einen Stamm oder ein einzelnes Volk, sondern mehr oder weniger die ganze Menschheit. Man rechnet für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts mit einer Zahl von 150 Millionen Flüchtlingen auf der ganzen Erde, davon allein 43 Millionen in Europa.

Der große Flüchtlingsstrom setzte schon vor dem ersten Weltkrieg ein. Die *Balkankriege* machten schon damals 900 000 Menschen zu Heimatvertriebenen. Der erste Höhepunkt der Flucht fiel aber in die Zeit nach dem Krieg. Die *bolschewistische Revolution* trieb fast vier Millionen aus Rußland in alle Welt hinaus, die unter erbärmlichen Umständen ein Asyl erbitten mußten. Zwischen den beiden Kriegen flüchteten sodann *Türken* aus Anatolien, *Bulgaren* aus Thrazien, *Griechen* und *Armenier* aus Kleinasien. Der *Faschismus* Mussolinis, das *Dritte Reich* und der *spanische Bürgerkrieg* machten Tausende zu Emigranten.

Die zweite und noch höhere Flutwelle der Vertreibung begann mit dem zweiten Weltkrieg. Die von *Hitler* durchgeführte Umsiedlung von *Polen* und *Russen* und anschließend die *Aussiedlung der Deutschen* aus den Ostgebieten brachten namenloses Leid über zahllose Familien. Allein in den Jahren 1945–1947 wechselten 19 Millionen Menschen zwangsläufig ihren Wohnsitz. Es folgten 8 Millionen aus dem *Baltikum*, die ins Innere Rußlands verpflanzt wurden, Tausende Karelier wurden nach Finnland umgesiedelt.

Aber der Strom nimmt kein Ende. Aus *Mitteldeutschland, Ungarn, China, Korea, Vietnam, Tibet* flüchten die Menschen vor dem Terror des Bolschewismus. Aber auch in der übrigen Welt kommen die Menschen nicht zur Ruhe: *Indien, Pakistan, Israel, Ägypten, Syrien, Jordanien, Tunis Marokko, Algerien* sind die Hauptflüchtlingsgebiete. Allein in der *Bundesrepublik* leben heute 12 Million vertriebene oder geflüchtete Deutsche und 250 000 heimatlose Ausländer, davon fast 400 000 immer noch in Lagern.

Es ist anzuerkennen, daß die Welt große Anstrengungen gemacht hat, um das Flüchtlingsproblem einigermaßen zu bewältigen. *Internationale Organisationen* betreuen die Lager, die *Staaten* machen große Anstrengungen, um den Flugsand und die Wanderdünen von Menschen zum Stillstand zu bringen. Die *Bundesrepublik* hat in den letzten Jahren gewiß Vorbildliches geleistet, um den Vertriebenen zu einer neuen Existenz zu verhelfen. Wir vergessen aber darüber allzuleicht die Ausgestoßenen und Vergessenen, die zwischen die Räder der Bürokratie geraten sind oder nicht mehr genug eigene Kraft besitzen, um dem Lagerdasein zu entrinnen. Unvorstellbares Elend aber herrscht in den *außereuropäischen Lagern*. Die *arabischen Länder* verhindern ge-

waltsam die Ansiedlung der aus Israel Geflüchteten oder Vertriebenen. Die Lage der in *Algerien* Zwangsumgesiedelten ist verzweifelt. In *Griechenland* wohnen noch heute die schon 1923 aus der Türkei Vertriebenen in Notunterkünften. Täglich sterben in der Welt Tausende in der Fremde und Verlassenheit den harten Tod des Heimatlosen, denen selbst das Grab in der Heimaterde verweigert wird.

Man hat eingesehen, daß nur eine weltweite Aktion dem Flüchtlingselend beikommen kann. Das am 28. Juni begonnene Weltflüchtlingsjahr will nicht nur die schreiendste materielle Not beseitigen, sondern auch das Gewissen der Welt wachrütteln, um der gewaltsamen Weltvölkerwanderung einen Damm entgegenzusetzen. Wir sollten vor allem aber nach den *tieferen Ursachen* dieses unheilvollen Phänomens forschen. Sie sind die ewig gleichen wie seit der ersten Vertreibung aus dem Paradies: die Schuld, die zur eigenen Vertreibung führt oder andere unrechtmäßig verdrängt. Der *Mensch des 20. Jahrhunderts* ist zuerst ein seelisch Heimatloser geworden, ehe die äußeren Vertreibungen oder Fluchtbewegungen einsetzten. Er, der die Erde zu seiner einzigen Heimat machen wollte und darüber den Himmel vergaß, muß nun unter unsagbaren Leiden erkennen, daß es nur eine bleibende und unvergängliche Heimstatt gibt, die nicht von dieser Erde ist. Sind wir nicht alle Heimatvertriebene, seitdem der Cherub mit dem Flammenschwert vor den Pforten des Paradieses steht? *Gott ist die einzige Heimat des Menschen.* Ehe die Menschheit nicht zu Ihm zurückfindet, läßt sich wohl manche äußere Not lindern, aber die Flucht des Menschen vor sich selbst kann nicht zum Stillstand kommen. Was muß noch alles geschehen, bis wir dies erkennen? –

Kp.

O du hochheilig Kreuze

Zum Kreuzesfest
14. September

Es schleicht in meine Seele sich ein Bangen,
Wenn reuig die Gedanken rückwärts gehn
Und Irrungen und Fehler vor mir stehn,
Da möchte ich das Kreuzesholz umfangen,
An dem in Todesqual der Herr gehangen!
Ich möchte meinem Heiland in sein Antlitz sehn
Und um Verzeihung meiner Sünden flehn,
Daß meine Seele Ruhe mög' erlangen!
Er, der den Feinden noch am Kreuz verziehen:
"Sie wissen ja nicht", sprach Er, was sie tun!
Und der dem armen Schächer noch sein Ohr geliehen,
Bevor die Seele mocht' dem Leib entfliehen:
Er läßt auch mich an seinem Herzen ruhn,
Wo noch der Liebe rote Rosen blühn!

J. G.

Von der Kraft des Gebetes

Zur Zeit ist in den USA ein Bestseller im Umlauf, in dem einige hundert Persönlichkeiten aus dem weltweiten Kultur- und Wirtschaftsleben auf die menschheitsalte Frage über den Wert des Gebetes eindeutig Antwort geben. "Wir glauben an die Kraft des Gebetes" heißt das ungewöhnliche Buch, das Lawrence M. Brings herausgegeben hat. Es zeigt deutlich auf, daß das Gebet sich auch in unserem modernen Zeitalter als ein unerschöpflicher Kraftquell bewährt. Auch der bekannte Raketenforscher Dr. Wernher von Braun hat sich dazu geäußert:

Ich gehöre zu jener Gruppe von Wissenschaftlern, die nur mit nüchternen Tatsachen und harter Mathematik ihren Berufsaufgaben genügen können, und ich glaube kaum, daß ich jemals ein so vom Wunder erfülltes Ereignis erlebt habe, meine Gebete Wahrheit werden zu sehn. Wohl aber stehen in meinem Leben sehr viele Stunden, in denen mir mein Gebet ernstliche Hilfe brachte, weil es sofortige und umfassende Befreiung von schweren Sorgen bedeuten kann. Meine persönliche Auffassung und Überzeugung gipfelt in der Erkenntnis, daß die Menschheit der Kraft des Gebetes heute mehr bedarf als jemals zuvor in der Geschichte.

Ich möchte zwei Gründe nennen, um meine Gedankengänge zu belegen. Gebet ist Konzentration! Brauchen wir wirklich einen Psychologen, der uns erzählt, wie wichtig es für uns ist, von unseren vergangenen und gegenwärtigen Nöten Abstand zu gewinnen und unsere gesamten Kräfte auf eine bessere Zukunft zu konzentrieren? Die von Tag zu Tag anwachsende Überlast unserer beruflichenArbeit und Verantwortung, der Wunsch, unseren Familien einen angemessenen Lebensstandard zu sichern, und nicht zuletzt unsere große Bequemlichkeit, uns auf dem Felde einer billigen Unterhaltung zu ergehen — all das läßt uns immer weniger Zeit zur Selbstbetrachtung und Selbstkritik. Kurz: wir finden keine Zeit mehr oder nehmen uns zumindest zu wenig Zeit, uns auf den inneren Menschen, auf seine Unzulänglichkeit zu besinnen.

Und zweitens: Beten heißt hoffen! Wer könnte daran zweifeln, daß die Hoffnung einer der mächtigsten Faktoren des Erfolges ist? Sie gibt uns Mut, verleiht uns Kraft und Ausdauer, um auch die schwersten Dinge zu vollbringen. Sind wir indes mutlos bis zur Resignation, dann gibt sie uns neue Energien und hilft uns, auch die letzten Barrieren unserer eigenen Unzulänglichkeit zu überspringen, um das Ziel zu erreichen.

Heimkehr ins Leben

Erzählung von Franz Baumann

Als der Zug die kleine Dorfstation erreichte, standen die beiden Freunde schon zum Aussteigen bereit. Hannes, der junge Lehrer, Hans Christof, den Wagner, an der Hand, wie er es in den letzten Monaten des gemeinsamen Wartens und Leidens im Spital oft getan hatte. Er ließ das Wagenfenster herabgleiten und fragte lachend zu Hans Christof zurück: "Wir sind in der Heimat. Wollen wir es wagen, das neue Leben!"

Hans Christof atmete den so vertrauten Ruch der Heimat ein. Er spürte die hereinstrahlende Helle im Gesicht. Da lächelte er. "Wir werden es wohl wagen müssen, Hannes!"

Es wußte noch niemand im Dorf, daß Hans Christof heute aus dem Spital heimkam. Über ein halbes Jahr war nun seit dem schweren Unfall vergangen, der Hans Christof fast das Leben gekostet hatte. Damals, im tiefen Winter, hatte der junge Wagner Eschenbretter in einem Druckkessel gekocht, damit er diese als Skier zurechtkrümmen konnte. Aber irgend etwas am Sicherheitsventil hatte versagt; so war der Kessel explodiert, bevor Hans Christof ihn öffnen konnte. Der Dampf hatte ihm das Gesicht verbrüht, daß die Haut in Fetzen herabhing. Aber das Schmerzvollste zeigte sich erst später — die Augen waren zerstört.

Heute standen nur ein paar Leute auf dem Bahnhof herum. Ein Telefonanruf zu Hans Christofs Dorfnachbar, dem Schmied, sollte die alten Eltern vorbereiten. Und Barbara, die Tochter des Schmiedes, war zum Bahnhof geeilt, damit doch ein Mensch aus dem Dorf den Heimgekehrten begrüße. Jetzt stand sie vor dem dichten Lobeliengebüsch neben dem Ausgang. Als Hans Christof an der Wagentür erschien, sprang sie mit einem halblauten Ausruf vor. Aber mitten im Schritt erstarrte sie jäh. Sie hatte Hans Christof sehend gekannt; nun erschreckte sie sein tastender Tritt an der Hand des Lehrers bis ins tiefste Herz. Und als könnte der Blinde ihr Erschrecken sehen, wich sie zögernd in den Schatten des Strauches zurück.

Einige Bekannte waren indessen herangetreten und hatten Hans Christof begrüßt. Aber ein jeder hatte sich allmählich wieder verstummend zurückgezogen, und so geschah es, daß der Blinde unversehens, während Hannes noch sein Gepäck auslöste, allein auf dem Bahnhofsvorplatz stand. Auch er horchte auf die Stimmen, doch er konnte unter ihnen keine bekannte erkennen. So stand er still und hob nur den Kopf höher, als erblickte er auch in Wirklichkeit noch, was an Farben und Formen der Heimat vor seinem geistigen Auge webte und schimmerte. Er roch den Duft der Landschaft, ein heimlicher Wind faßte ihn an, nahe und ferne Geräusche nahmen Gestalt an und wuchsen zu einem schmerzlich scharfen Erlebnis der Heimkehr zusammen.

Barbara versank fast vor Scham in den Boden, weil sie immer noch abseits stand und Hans Christof dort allein warten ließ. Sie setzte ein paarmal zum Gehen an, jedesmal aber verlor sie wieder den Mut. Was sollte sie sagen, was sollte sie sagen, wenn sie ihn ansprach?

Hannes, der Lehrer, kehrte aus dem Bahnhofsbüro zurück und nahm den Freund wieder an der Hand. "Komm, Hans Christof, deine alten Leute werden daheim schon warten!"

Nun es einmal soweit war, konnte Barbara sich nicht gut mehr dazwischen drängen. Sie wartete zitternd, bis die Heimgekehrten den Bahnhof verlassen hatten, dann lief sie auf einem Umweg über die Felder zu dem Haus der Wagnerleute. Sie kam dort atemlos als erste an und fiel fast mit der Nachricht in die Stube, daß Hans Christof wirklich mit dem Zuge gekommen sei. Hannes, der Lehrer, führe ihn ins Dorf, und gleich würden die beiden eintreten.

Die alte Wagnerin sank erschöpft in den Stuhl. Ihre Füße trugen sie nicht mehr gut; die Aufregung eines Ganges zum Bahnhof hätte ihrem Herzen Gefahr gebracht. So hatte sie sich bereden lassen und war daheim bei ihrem Manne geblieben, der seit einem Jahr selten mehr aus dem Bett gekommen war.

Da wurden vor dem Haus Tritte laut. Zitternd erhob sich die Mutter und bebend faßte sie die Hand des alten Wagners, der im Krankenstuhl saß. Barbara flehte plötzlich mit verkrampften Händen: "Faßt euch, Nachbarin! Laßt dem Hans Christof euren Jammer nicht anmerken! Macht ihm die Heimkehr nicht noch schwerer!"

Hannes, der Lehrer, hatte schon an die Tür geklopft.

"Grüß Gott, Wagnerleute! Hans Christof ist wieder da!"

Aber die Mutter hatte den Sohn schon umfangen. "Weil du nur wieder bei uns daheim bist, Bub!" flüsterte sie glücklich, während ein lautloses Schluchzen ihren Körper schüttelte.

Hans Christof spürte auch das. Er hob lauschend den Kopf. Dann tastete er behutsam über das Gesicht der Mutter. Er fühlte ihre feuchten Wangen. "Du weinst ja, Mutter! Mutter! mache ich dir soviel Kummer?"

Die Mutter schüttelte den Kopf. "Nicht mir, Bub; du tust mir leid! Aber Barbara meinte auch . . ." dann schwieg sie plötzlich und wußte nicht mehr das rechte Wort.

"Barbara?" Bei diesem Wort zog sich in Hans Christof etwas zusammen. Er vermochte vor seinem inneren Auge Bilder von einer Plastik und Farbigkeit heraufzurufen, wie er sie sehend nie erlebt hatte. Jetzt sah er in einer graulichen Leere die Tochter des Schmiedes auf sich zukommen, so groß fast wie er, mit einem herben, fast abweisenden Ausdruck

in den Augen, der ihn nur um so stärker zu ihr hinzog, mit dem strohhellen Haar im wehenden Wind. Unwillkürlich hielt er seinem Wahrbild die Hand entgegen — da fühlte er diese von leise zitternden Händen umfaßt.

“Ja, ich bin da, Hans Christof! Ich habe dich schon am Bahnhof erwartet und dann nicht gewußt, was ich tun sollte. Da bin ich zu deinen Eltern gelaufen.” Sie ließ langsam seine Hand los und trat gegen den dunklen Hausflur zurück.

Hans Christof horchte ihrem Tritt nach. Er wollte schon etwas sagen, dann aber dachte er seine Gedanken wortlos zu Ende: Wie schaurig muß es für euch Sehende sein, einem Blinden zu begegnen!

Es bedurfte jetzt eines festen, viele bittere Monate lang geübten Vorsatzes, daß er Barbara nur schweigend nachnickte und sich lächelnd wieder den Eltern zuwandte. “Ja Mutter, Vater, so ist es also jetzt mit mir. Eigentlich bin ich das Blindsein lange schon gewohnt — und mir scheint es fast, bis auch ihr soweit seid, müßt ihr euch wohl ein paarmal von mir trösten lassen!”

Sie nickten wieder zu seinen Worten, als sähe er dies, dann führte die Mutter den Sohn behutsam zum Tisch. Um nicht wieder jenes beklommene Schweigen aufkommen zu lassen, fuhr Hans Christof for: “Ihr müßt nämlich wissen, daß ich mir alles vorstellen kann, was ihr seht, sobald ihr mirs ein wenig beschreibt. Du hast sicher dein geblumtes Tuch wieder auf dem Kopf, und der Vater sitzt in der alten Weste mit den dreierlei Knöpfen da!”

Da mußten alle lachen, und die kummervolle Bedrückung wich aus der Stube.

Hannes, der Lehrer, hatte sich bald verabschiedet. Über ein Weilchen kamen die Nachbarn angerückt. Es begann ein Fragen und Erzählen, und allmählich vergaßen es alle, daß ein Blinder unter ihnen saß, dem die Sonne nicht mehr scheinen würde.

Einer aber fragte unversehens: “Wie wirst du es tragen, Hans Christof?”

Plötzlich stand wieder das Schweigen in der Stube.

Hans Christof hatte aufgehorcht. Nun aber lächelte er und wandte langsam sein leeres Gesicht herum. “Nicht anders, wie ihr eure Sorgen und Heimsuchungen tragt!”

Da blickten sich die Sehenden stumm an; und als sie wieder fortgingen, tat es jeder auf eine stillere Art, als er gekommen.

*

Es war nur ein kleines, unbedeutendes Dorf, in dem sich das alles zutrug. Ein tüchtiger, sehender Wagner fand wohl das ganze Jahr Arbeit genug. Was man aber nun mit einem blinden anfangen sollte, das machte den Dörflern Sorge. Wenn ein neuer Wagner ins Dorf kam, woher nahm dann Hans Christof das Brot?

Der Heimgekehrte stand am Abend lange in seiner Kammer oben und hatte das Fenster aufgetan. Alle diese Fragen trug ihm gleichsam der allmählich kühler werdende Wind zu. Er wußte selber noch nicht die rechte Antwort, aber er lächelte dennoch. So kam ihm die Klarheit rascher, als

Die Bibel im Mittelalter

Den wenigsten ist bekannt, daß uns aus dem Mittelalter eine reiche Bibeltradition überliefert ist. Schon in den frühesten Zeiten der Christianisierung ging man daran, die Bibel auch in der Landessprache dem Volke zugänglich zu machen. Wir kennen aus dem Evangelienbuch des fränkischen Mönches Otfred um 868 folgenden schönen Satz: “Griechen und Römer haben ihre Taten in Prosa und Poesie der Nachwelt überliefert. Sogar die Heilige Schrift haben sie so behandelt. Warum sollen nun allein die Franken — denn sie sind Gottes Volk — nicht Gottes Lob in ihrer eigenen Sprache singen?” Ein Artikel von Hans Rost in “Bibel und Kirche”, dem Organ des katholischen Bibelwerkes, beschäftigt sich mit der biblischen Überlieferung in den Dichtungen und Übersetzungen des Mittelalters. “Ebenso wie die ‘Finsternis des Mittelalters’, verdient auch das Märchen von der Unterbewertung der Bibel im Mittelalter ein unrühmliches Ende.” Er weist darauf hin, daß vor Luther schon 19 vollständige Druckbibeln und 43 als Handschriften überliefert sind. Aber bis ins Althochdeutsche geht das Bemühen um die Bibel in der Volkssprache zurück. Es gibt die berühmten Übersetzungen alter Evangelienharmonien, wir kennen den Heiland, die Genesisbearbeitungen, ausnehmend viel Psalmenübersetzungen (die bis ins Reformationszeitalter ein lebendiges Gebetbuch der Kirche waren); aus dem mystischen zwölften Jahrhundert stammen die Übersetzungen des Hohenliedes später die unzähligen deutschen Apokalypsen und Passionen. In einem Gedicht aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts “Die Wahrheit” verweist der Dichter auf die Bibel, die im Gottesdienst durch “Singen und Sagen” verkündigt werde: “Die Bibel ist der Arzt, der alle Wunden heilt. Durch sie gewinnt die Menschheit das ewige Leben, das keinen hungern oder dürsten, jammern oder frieren läßt, das alle Not beendet.” Das ist echt biblisches Denken, schon im frühen Mittelalter. das spätere brachte die großen Reimbibeln, unseren Ausgaben der Biblischen Geschichte ähnlich. Die große Zahl der Handschriften, die heute noch in den Bibliotheken liegen, beweist, daß sie auch gelesen wurden. Viele Germanisten sind erstaunt, wenn sie bei den großen mittelhochdeutschen Dichtern wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, ja selbst bei Gottfried von Straßburg eine gründliche und ausgedehnte Bibelkenntnis feststellen. Man sieht es an den Zitaten, an den Bildern und Vergleichen, die der Welt der Bibel entstammen. Es gab auch Gegner der Bibelverdeutschungen, ein Dichter, der das Buch Esther übersetzt hat, hält ihnen aber entgegen: “den guten sal man schriben in allen zungen die schrift.” Gewiß waren diese Arbeiten zum großen Teil unkritisch, sie sind nicht mit dem Maßstab der Philologie zu messen, aber sie sind doch ein Zeugnis, wie sehr auch im Mittelalter die Heilige Schrift geliebt und nach ihr gelebt wurde.

wenn er sich grämte und in sein Geschick verbohrte. Er gab sich den Lauten des abendlichen Dorfes hin. Er starrte mit allen geöffneten Sinnen, aber mit leerem Blick in die Richtung, in der die Turmuhr schlug, und mit dem Klang der Glocke stieg auch wieder ein Vorsatz in ihm auf: Die Orgel in der Kirche wollte er noch heute aufsuchen! Er tastete sich über die Stiege hinab, und die Mutter führte ihn auf seine Bitte langsam durch das allmählich eindunkelnde Dorf. Der alte Mesner, der ihn hatte kommen sehen, hielt den Kirchenschlüssel schon bereit; er wußte ja von der Orgelliebe Hans Christofs. Er führte auch den Blinden über die vertrauten Stufen hinauf. Dann konnte der Mesner wieder gehen — in einer Stunde oder später sollte er wiederkommen.

Hans Christof schaltete den Orgelwind ein und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Auch die Pedale prüfte er, alle Register fand er sogleich wieder — nichts war ihm fremder geworden, seit er es nicht mehr sehen konnte.

Als er die einfache Messe, die er längst auswendig konnte, zu spielen begann, schloß er die Lider und war zugleich von diesem Augenblick an wie von innen sehend. Die Finger fanden erst zögernd, dann immer sicherer die Tasten; die Orgel hob leise sausend ihre Stimme, und sie klang ihm so vertraut wie immer. Alle Klänge fanden mitten durch sein Herz; und was die Orgel tönte, das sang auch seine Seele. Zuletzt intonierte er leise zum Klang der verdeckten Pfeifen.

So konnte es Hans Christof nicht hören, daß jemand die Stufen heraufgekommen war und nun schwer atmend hinter ihm im Dunkeln stand. Als er sich nun im Orgelsitz umwandte und mit der tastenden Hand den Wind abschaltete, wich die Gestalt vor ihm zur Seite. "Bist du schon gekommen, Mesner?" fragte der Blinde.

Die Gestalt schwieg einen Augenblick beklommen. Hans Christof befiel eine leise Unsicherheit. "Du mußt schon selber deinen Namen nennen — ich sehe dich ja nicht!"

"Spiel noch einmal, Hans Christof!" flüsterte jetzt nahe vor ihm atemlos eine Stimme. Er erkannte diese sogleich — es war Barbara.



**"Daß Du unser Brot uns segnen wollest, wir bitten Dich, o Herr!
Daß Du die ausgedörten Felder, wo dieses Jahr das Brot nicht mehr wuchs, neu befruchten wollest, wir bitten Dich o Herr!
Daß Du das Brot, das Du auf unseren Feldern wachsen ließest,
Daß Du es den Hungernden zuführen wollest,
Wir bitten Dich, o Herr!"**

Wortlos wandte er sich um und wiederholte das Agnus Dei.

"Ist es nun genug, Barbara?" fragte er dann lächelnd.

"Genug nicht — aber jetzt wirst du wohl wieder Organist bleiben? Alle Leute im Dorf hoffen das." Barbara zitterte leise unter diesem Gesicht, das ihr aus dem tiefen Abenddämmern unverwandt entgegensah.

"Kannst du das Chorfenster ein wenig öffnen, Barbara?" fragte der Blinde. Und als sie bejahte, bat er Barbara, ihn hinzuführen.

Ohne Regung standen sie nebeneinander und ließen den kühlen Nachtwind über ihre Gesichter streifen. In der Tiefe unten verhallte ein Tritt; die Turmuhr über ihnen tickte langsam im Gehäuse.

"Da standen wir oft nach den abendlichen Proben, Barbara. Weißt du es noch? Dort drüben hing der Orion und der Mond stand genau über dem Dachreiter, wenn er voll wurde."

"Der Orion steht auch heute wieder dort; nur der Mond ist noch nicht voll, Hans Christof." Langsam überwand Barbara ihre Unruhe. Aber sie mußte doch ein paarmal tief aufatmen, ehe sie wieder begann: "Ich habe dich auf dem Bahnhof verleugnet und so getan, als kenne ich dich nicht. Das läßt mir jetzt keine Ruhe!"

Da mußte Hans Christof lächeln. "Meine Blindheit hat dich erschreckt, weiter nichts!"

Barbara nickte erleichtert. "Ja, deine Blindheit. — Aber jetzt meine ich manchmal, du sähest besser als wir andern alle!"

"So, das meinst du also? Viel-

leicht ist es auch wahr. Ich sehe jetzt nur, was ich noch sehen will — ihr aber müßt durch eure Augen alles herein lassen!"

Die Tochter des Schmieds schüttelte noch einmal den Kopf. "Wie kannst du es ertragen? — Woher hast du diesen Segen?"

Bei dieser Frage huschte über Hans Christofs Gesicht ein dunklerer Ernst. "Mein Segen ist nicht mehr als der eure. Ich habe ihn nur erkennen gelernt, weil ich lange genug am Abgrund des Lebens gestanden bin. Dort heißt es, entweder hinabstürzen oder nach dem Segen greifen! Verstehst du das, Barbara?"

Wenn sie auch nickte, so verstand sie seine Worte doch nicht. Sie konnte diese nicht verstehen, weil sie nicht gebrannt waren von den Flammen der tiefsten Verzweiflung und nicht umloht von der Einsicht einer gnadenvollen Stunde, daß auch über dem Ärmsten noch der Segen Gottes war, wenn dieser ihn nur erkannte!

Stockend begann Barbara von neuem: "Allen tust du so leid, Hans Christof. Auch ich möchte dir helfen mit allem — mit allem. Aber du sprichst und tust so, als könntest eher du uns helfen!"

Bei diesem Wort sah Hans Christof plötzlich alle Menschen des kleinen Dorfes vor sich — wie sie schafften und keuchten, wie sie unerlöst waren und verstrickt in Arbeit und Sorge, in Not und Schuld. Keiner fand mehr das rechte Wort. Das Kleine und Niedrige zog hinab, und das Große widerhallte nicht mehr in ihren Seelen. Vielleicht aber schauten sie auf, wenn einer zwischen ihnen hindurchging, der die Last dieser Erde überwunden hatte.

Heiß wehte ihn eine neue Erkenntnis an! Hans Christof, du kannst es sein! Spürst du den Auftrag? Du bist nicht geschlagen — du bist angerufen!

Allmählich fand der Blinde wieder zurück. Er spürte Tränen in seinen toten Augen.

Leise begann er zu sprechen. ..Barbara, wo soviele nach außen sehen, ist es gut, wenn einer nach innen schaut. — Dein gutes Wort vom Helfen aber ist vielleicht heute noch gelenkt vom Mitleid allein. Wenn du es auch nach einem Jahre noch sagst, dann will ich es annehmen!"

Barbara nickte nur, als sähe Hans Christof auch dieses noch. Schweigend führte sie den Blinden vom Turm . . . –

Weltraumfahrt und Himmelskunde

(I) Zwischen Traum und Wirlichkeit — Der Stufenbau des Universums

Von Eduard Verhülsdonk

Wir sehen die Dinge, weil sie sind. die Dinge aber sind, weil Gott sie sieht.

Aurelius Augustinus

Jahrtausende hindurch hat die Menschheit nur staunend zum Himmel emporgeblickt, und noch Goethe dichtete: "Die Sterne, die begehrt man nicht . . ." (aus "Trost in Tränen"). Heute aber begehren wir die Sterne; wir wollen zu ihnen hinfahren, wollen sie untersuchen, und allen Ernstes wird schon von den Bodenschätzen gesprochen, die man etwa auf dem Mond gewinnen könnte.

Räumliche Grenzen

Das ist eine Wende — noch viel eingreifender als jene, die Kopernikus herbeiführte, indem er die Erde aus dem Mittlepunkt der Welt rückte und statt dessen die Sonne zum Zetralgestirn erklärte. Kein Wunder, daß sich nun die Zukunftsphantasien überschlagen und die Menschen zwischen Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden wissen. Als im Januar dieses Jahres die sowjetische "Parteirakete", am Mond vorbei, ihren Lauf um die Sonne antrat, prophezeite der russische Astronom Kukarkin, daß es möglich sein werde, nicht nur zwischen den Fixsternen herumzukutschieren, sondern sogar über die Milchstraße hinaus zu fernen Spiralnebeln zu gelangen. Auch einige deutsche Raumfahrt-Enthusiasten (wie Professor Sänger aus Stuttgart) sprachen derartige Erwartungen aus, ohne sich offenbar über die Ungeheuerlichkeit ihrer Voraussage im klaren zu sein.

Gewiß, die Raketentechnik hat uns Möglichkeiten eröffnet, die noch über die Visionen eines Jules Verne hinausgehen. Aber dennoch sind dem Menschen Schranken gesetzt — einfach durch seine Lebensdauer — die er niemals wird übersteigen können. Wo diese Grenzen räumlich liegen, soll im folgenden untersucht werden.

Nach der Laufzeit des Lichtes

Es erweist sich heute als heilsam, daß die Astronomen, längst ehe von Weltraumfahrt die Rede war, die Entfernungen im Kosmos nach der Laufzeit des Lichtes angegeben haben. Das Licht ist der schnellste Bote, der sich denken läßt; es blitzt in einer Sekunde 7½ mal um den Äquator herum. Kein träger, massenschwerer Körper kann sich jemals schneller bewegen. Wenn nun das Licht schon 500 Jahre benötigt, um vom Sternbild des Orion bis zu uns zu gelangen, oder 100 000 Jahre, um die Milchstraße zu durchqueren — wie sollen wir arme Menschenkinder dann hoffen, bei unseren 60, 70 oder 80 Lebensjahren jemals zu diesen fernen Sterngebilden hinzukommen?!

Und das Mögliche vom Unmöglichen unterscheiden zu können, muß man sich den Stufenaufbau des Universums vor Augen halten. Da ist zunächst unsere "kosmische Heimat", das Sonnensystem. Um die Sonne als Zentrum laufen die vier inneren Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars und dann die fünf äußeren Planeten Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und Pluto. Ist die Sonne gewissermaßen der

"Hausherr" in diesem kosmischen Gebäude, so sind die Planeten die "Mieter" und die Monde die "Untermieter". Man könnte auch sagen: Die Monde bilden das "Gefolge" der Planeten. Die Erde hat bekanntlich einen Mond, der Mars hat zwei, Jupiter mehr als zehn; insgesamt gibt es 30 Monde im Sonnensystem. Das Licht benötigt vom Mond bis zu uns 1¼ Sekunde, von der Sonne bis zur Erde 8 Minuten und zur Durchquerung der äußersten Planetenbahn etwa 10 Stunden — "zivile" Zeiten also für ein lichtschnelles Signal.

Modell Fußballplatz

Aber wie geht's dann weiter? Bis zum nächsten Fixstern (Alpha Zentanri genannt) benötigt das Licht bereits 4.2 Jahre! Die Abstände zwischen den Fixsternen — auch die Sonne ist ja ein "Fixstern" — sind also unvergleichlich viel größer als die Abstände zwischen den Monden und Planeten bzw. zwischen den Planeten untereinander. Am besten macht man sich das an einem Modell klar: Stellen wir uns die Sonne mit ihren 1.4 Millionen Kilometern Durchmesser auf die Größe eines Pingpongballs verkleinert vor, so lassen sich die Planetenbahnen gerade auf der Fläche eines Fußballplatzes unterbringen. Bis zum nächsten Fixstern wäre es in diesem Modell aber so weit wie von Koblenz bis Danzig!

Das Milchstraßensystem

Alle Einzelsterne, die wir am Himmel sehen, gehören zu der nächstliegenden Einheit im All, der Milchstraße. Die Milchstraße hat, von außen betrachtet, die Form einer flachen Linse oder eines Diskus. Es sind Millionen von Fixsternen, die diesen linsenförmigen Schwarm im Weltall bilden. Unser Sonnensystem schwebt keineswegs im Mittelpunkt der "Linse", sondern etwa auf ⅔ des Weges zum Rand hin (daher die unregelmäßige Form, in der uns das milchige Band erscheint). Die Milchstraße kann als unsere weitere kosmische Heimat gewissermaßen als unser kosmischer Kontinent, gelten. Ihre Ausdehnung ist so gewaltig, daß wir die Grenzen dieses Systems in unserem Modell, das die Entfernung Erde — Alpha Zentauri mit der Strecke Koblenz — Danzig wiedergab, auf dem Erdball überhaupt nicht mehr abbilden könnten; sie lägen in diesem Modell bereits weit jenseits der Mondbahn! Wir verkleinern also nochmals und nehmen nun die Entfernung Erde — Alpha Zentauri mit der Länge eines Fußballplatzes an. Dann erstrecken sich die Ränder des Milchstraßensystems von Koblenz bis New York!

Aber auch damit sind die Grenzen der Sternenwelt noch nicht erreicht. Weit draußen im Ozean der ungeheuren Leere, die das Milchstraßensystem umgibt, schwimmen noch andere Weltinseln — wie unsere Milchstraße "Spiralnebel" aus Millionen von Einzelsternen. Die nächste Weltinsel dieser Art ist der Andromeda-Nebel, von dem aus das Licht bis zu uns 1.8 Millionen Jahre unterwegs ist. Man bezeichnet solche fernen Sternnebel nach dem griechischen Wort für Milchstraße als "Galaxien". Mit dem größten Fernrohr der Welt, dem 5-Meter-Telescop auf dem Mount Palomar in Kalifornien, hat man festegestellt, daß der Himmelsgrund übersät ist von solchen Galaxien.

Eine Raumfahrt zu diesen Großgebilden des Alls hätte man demnach, wenn sie möglich wäre, als "intergalaktische" Raumfahrt zu bezeichnen. Hält sich die Raumfahrt jedoch innerhalb unserer Milchstraße, beschränkt sie sich also auf einen Verkehr zwischen den einzelnen Fixsternen, so handelt es sich um "interstellare" Raumfahrt (nach lat. "stella" = Fixstern). Aber auch von solchen Expeditionen kann vorläufig keine Rede sein; denn wir sahen ja, daß schon das unerreichbare schnelle Licht zur Überbrückung dieser Entfernungen Jahrhunderte und Jahrtausende benötigt. Das einzige, was für uns übrig bleibt, ist die "interplanetarische" Raumfahrt, also ein Sichherumbewegen innerhalb des Sonnensystems: zunächst eine Fahrt zum Mond, dann zum Mars oder zum Venus und vielleicht noch zu einem der Jupitermonde oder zu einem der kleinen Planetoiden, die zwischen Mars und Jupiter ihre Bahn ziehen.

Wie es kommt, daß die Raumfahrt-Enthusiasten trotzdem noch hoffen, bis in die Tiefen des Universums vorzudringen, soll in einem weiteren Artikel dargestellt werden. –

"Leben und leben lassen?" Ja gewiß, aber: Aus Gott leben und aus Gott leben lassen! Das heißt, den Menschen nicht ansehen auf das hin, was er ist, sondern auf das hin, was er werden soll, wozu er berufen ist: den Jähjornigen auf die Sanftmut, die in ihm steckt, den Schwermütigen auf die Freude, die in ihm verborgen liegt und heraus will, den Friedlosen auf die Ruhe hin, nach der er verlangt, den Widrigen und Lieblosen auf die Liebe hin, ohne die er im tiefsten Grunde auch nicht sein will und nicht sein kann. Diese Art des Denkens ist allein fruchtbar. Sie hebt den Menschen über seine natürliche Sphäre hinaus und stellt ihn in die göttliche Blicklinie. Mit unserem Urteilen, Räsonieren und Splitterrichten nageln wir einander auf unsere Fehler fest, und das bleibt unfruchtbar.

Christoph Blumhardt

Baum des Lebens

Wegen eines furchtbaren Irrtums wurden die Menschen aus dem Paradies vertrieben. Sie glaubten, daß man das ewige Leben einfach stehlen kann, sie berührten das Eigentum Gottes, verführt von der Schlange. Gott ist gerecht und verschloß die Tore des herrlichen Gartens. Gott ist gerecht und Gott ist die Liebe. Er zeigte den Geschöpfen, wie man das Leben erwirbt. Er machte es ihnen vor und lebte als Mensch in der Ordnung des Geschöpfes, und er ließ das Verhängnis des Todes über sich ergehen. Aus diesem Gehorsam, aus dem trockenen, harten Holz des Kreuzes trieb das Blut des Menschensohnes das Leben hervor. Dieses Zeichen ist errichtet und ein für allemal müssen die Geschöpfe am trockenen Holze des Gehorsams lernen, was das ist, die Auferstehung und das Leben.

Bruderschaft der Strasse

Gegen Verkehrsrausch und Verkehrsmord

Geltungsdrang, Rücksichtslosigkeit, die gefährliche Unruhe der Oberflächlichkeit, Rechthaberei, Leichtsinn, Gewissenslosigkeit und erschreckender Mangel an Edelmut sind die Untugenden der heutigen Strasse. Der moderne Autofahrer ist mit ihnen belastet. Die Tugenden der Strasse, die Aszese des Autofahrens, die Abtötung dieser Untugenden sind "unser Fall". Das andere ist unser Unfall. Nicht Kraftwagen: Menschen fahren auf den Strassen, und wo Menschen sind, ist mehr, viel mehr nötig als nur gutes, technisches Können des Autofahrens: Dort brauchen wir immer und jedes Mal Menschlichkeit.

Das schreckliche *Omnibusunglück* am Bahnübergang zu *Lauffen* hat die Öffentlich wieder einmal alarmiert und auf die immer brennender werdenden Verkehrsprobleme aufmerksam gemacht. Von Fachleuten und Laien werden Vorschläge gemacht, wie man die Sicherheit der Straße mehren und dem Verkehrstod Einhalt gebieten könnte. Die technischen Voraussetzungen würden Milliarden Mark beanspruchen, die zunächst nicht zur Verfügung stehen. So breitet sich eine *müde Resignation* aus. Man stürzt sich in den Trubel des Verkehrs wie ein Gladiator in die Arena und hofft, daß es noch einmal gut abgehen wird. Gewiß, ein vollkommeneres Warnsystem, eine Verbreiterung und Verbesserung der Straßen, eine verfeinerte Regulierung des Verkehrs sind notwendig, aber letztlich kommt doch alles auf eine *bessere Disziplin der Verkehrsteilnehmer* an. Hier setzt auch die Aufgabe der Kirche ein. Der Heilige Vater hat für den Monat Juli, der die jährliche Springflut des Reiseverkehrs mit sich bringt, als *allgemeine Gebetsmeinung* bestimmt, "alle möchten, von Gerechtigkeit und Liebe geleitet, danach trachten, Verkehrsunfälle zu vermeiden". den italienischen Automobilisten gab Johannes XXIII. die Mahnung mit auf den Weg: "Wer ein irdisches Ziel möglichst rasch erreichen will, muß beachten, daß er dabei sein ewiges Ziel nicht verfehlt." Tatsächlich ist eine vertiefte Verkehrsmoral unerläßlich. Die *Beichtspiegel* der neueren Diözesan-Gesangbücher haben daher mit Recht beim 5. Gebot auch die Frage gestellt: "Habe ich mich oder andere beim Verkehr in Gefahr gebracht?" Das Gebot "Du sollst nicht töten!" gilt auch auf der Landstraße!

Um den ganzen Umfang des Problems zu erkennen müssen wir die *Statistik der Verkehrsunfälle* zu Rate ziehen. Durchschnittlich zählt man in der Bundesrepublik jährlich 12 000 Verkehrstote, in Frankreich 8000 bis 10 000, in Italien etwa 5000 Tote auf den Straßen. Die *australischen Bischöfe* haben in ihren großen sozialen Statement vom Jahre 1958 geschätzt, daß die Zahl der in Australien durch Verkehrunfälle Verletzten und Toten in diesem Jahrhundert höher sei als die durch Kriege entstandene Menschenverluste. (Angaben nach "Herder-Korrespondenz" XIII., 9.) Es ist ein erschreckender Gedanke, daß in Deutschland jährlich die Zahl der Opfer des Verkehrs der Bevölkerung einer kleinen Stadt gleichkommt. Der Verkehr hat sich zur *Seuche unseres Jahrhunderts* entwickelt, die ebenso viel Menschen in die Spitäler bringt wie früher Pest und Cholera.

Wo liegen die Ursachen für diese entsetzlichen Tatsachen, und wie kann man ihnen beikommen? Es gibt ohne Zweifel *Fälle höherer Gewalt*, die durch Fehler im Material, Zusammentreffen unglücklicher Umstände, die Witterung und andere Gründe verursacht sind. Diese Unglücksserie läßt Gott zu, um uns ständig daran zu erinnern, daß wir sterbliche Menschen sind. Ebenso wie alljährlich etwa 500 Menschen in der Bundesrepublik an Blitzschlägen sterben, wird auch immer der Unfall eine *unverschuldete Todesursache* sein können. Aber man hat festgestellt, daß weitaus die größere Zahl der Verkehrsunfälle auf *menschliches Versagen* zurückzuführen ist. Auch dies braucht nicht unbedingt schuldhaft zu sein, denn der Mensch ist und bleibt ein unvollkommenes Wesen. Sehr viele Kathastrophen, wenn nicht die meisten, sind aber sündhaft verursacht. Neben dem Alkohol ist es der *"Verkehrsrausch"*, dem viele zum Opfer fallen. Was ist damit gemeint? Man kann beobachten, daß manche sonst brave und anständige Menschen wie verwandelt sind, wenn sie am Steuer eines Wagens oder auf dem Motorrad sitzen. Ihr Selbstgefühl steigt bis zur Rücksichtslosigkeit und Tollkühnheit. Sie werden geradezu zu*Wegelagerern und Raubrittern der Straße*. Der Rausch der Geschwindigkeit überkommt sie und überflutet völlig Verstand und Gefühl. Das rücksichtslose Überholen anderer wird gleichsam zu einer *Symbolhandlung*. Was ihnen sonst im Leben nicht gelingt, wird hier verwirklicht. Oft sind es gerade Menschen, die im bürgerlichen Leben zurückgeblieben sind, sich unterdrückt, vernachlässigt und lieblos behandelt vorkommen. Hier auf der Straße ist die Gelegenheit, sich an der Menschheit zu rächen und sich zur Geltung zu bringen. Die *Minderwertig-*

keitskomplexe des durch die Zivilisation domestizierten Wilden toben sich mit technischen Mitteln aus. Es sollte uns nachdenklich machen, daß Ausländer dies gerade in *Deutschland* oft feststellen müssen. Ob nicht doch ein falsches Heldenideal unsere Autobahnen so unsicher macht?

Die Gerechtigkeit fordert, daß aber auch die *Tugenden der Straße* erwähnt werden. Der Verkehr erfordert eine eigene *Aszese*. Die alten christlichen Methoden zur Erlangung von Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung kommen wieder zur Geltung und beweisen ihre praktischen Wirkungen. Der Verkehr wirkt erzieherisch. Vor allem aber bringt der Verkehr auch eine *Kameradschaft der Straße* zustande, die wohl jeder schon erfahren konnte, der mit einer Panne auf der Straße lag. Eine "Bruderschaft der Straße" hat sich bereits gebildet, die sich verpflichtet, Verkehrsdisziplin zu üben, auf der Straße hilfsbereit zu sein und für die Verkehrsteilnehmer zu beten. Sie gibt den guten Rat, beim Einstecken des Zündschlüssels zu sagen: "In Gottes Namen!" und eine halbe Minute über dem Steuerrad die Hände zu falten, ehe man losbraust. So fährt man mit größerer innerer Ruhe und mehr Verantwortungsbewußtsein. Der *Christopherus* am Schaltbrett mahnt zu Ritterlichkeit und Nächstenliebe. Vor allem aber sollte das kleine Andachtsbild in der Brieftasche oder bei den Autopapieren nicht fehlen, auf dessen Rückseite die Bitte ausgesprochen ist, bei Unfall nicht nur den Arzt, sondern auch den Priester zu rufen. Sollten wir nicht unserem Gebet die Bitte beifügen: "Vor einem jähen und unversehenen Tod auf der Straße — bewahre uns, o Herr!"? –

Ich weiß . . .

Einmal wirst Du alle Schleier
Unserer Zeitlichkeit entfernen!
Einmal greifen unsere Hände
Nicht vergeblich nach den Sternen!
Einmal wirst Du aller Sehnsucht
Innigste Erfüllung sein:
Einmal mündet unser Leben
Jauchzend in das Deine ein!

Else Schnabel

Gebet für Kraftfahrer

Allmächtiger Gott! Du gabst meinen Mitmenschen und mir das Leben. Kein Versagen von meiner Seite soll dieses kostbare Gut gefährden. Darum bitte ich dich: Gib mir eine feste Hand und ein wachsames Auge, damit kein Mensch durch meine Schuld verletzt werde! Schütze, o Herr ,auch alle, die bei mir sind, vor den Schrekken des Unfalls. Gib du, Herr über alle Geschicke, daß auch andere mich und meine Mitfahrenden nicht gefährden und unsere Schutzengel uns stets bewachen. An eine gute Endfahrt zu dir, mein Gott, laß mich denken! Nimm alle Kraftfahrer, besonders das harte Leben der Berufsfahrer unter deinen beständigen Schutz und bewahre sie vor den Tücken eines Unfalls, du starker und mächtiger Gott!

Und du, St. Christophorus, Patron der Kraftfahrer, bitte bei Gott für uns! Amen.

Das faule Weiblein vom Luganer See

Von Sr. Clara Agnese Breitschmid

Der große Mailänder Kardinal Karl Borromäus besuchte oft den Tessin. Die armen Bergbäuerlein hatten immer eine unendlich große Freude, wenn er kam. Der hohe Kirchenfürst scheute sich nicht, die Kranken in ihren armen Hütten zu besuchen, um sie zu trösten und zu segnen. Die Leute hatten unbegrenztes Vertrauen zu ihm, und jede einfache Frau aus dem Volke wagte ungeniert mit dem Kardinal ein Gespräch anzuknüpfen.

Zu dieser Zeit lebte nun in Agnuzzo, einem Dörfchen am Luganer See, ein armes Frauchen, das Gela hieß. Diese hatte große Sorge mit ihrem Äckerlein; denn gar nichts wollte darin wachsen. Daß die Schuld auch bei ihr war, sah sie gar nicht ein; denn sie meinte, wenn man umgegraben und den Samen hineingetan habe, sei es genug, das andere käme dann von selbst. Viel besser als auf dem Felde zu arbeiten gefiel es ihr, am Kaminfeuer zu sitzen oder unter der Haustüre mit anderen Schwatzbasen die Tagesneuigkeiten zu besprechen. Als nun die Nachricht verbreitet wurde, der hohe Herr käme auch in ihre Gegend, da wurde Gela von Begeisterung erfüllt. Er war ja ein Heiliger und als solcher imstande, ihr Äckerlein in Ordnung zu bringen. Sie scheute sich daher nicht, dem Kirchenfürsten entgegenzugehen, ihm ihr Leid zu klagen und ihn zum Äckerlein zu führen.

Als Karl Boromäus das armselige Stück Land sah, das ganz mit Gras und Unkraut bedeckt war und so elend und mager aussah, begriff er sogleich, was da fehle. Er ging rund herum, als ob er das Äckerlein segnen wolle, sprach aber statt der kirchlichen Segensformel immer wieder die Worte: zappa e letame — zappa e letame, was auf Deutsch heißt: Hacke und Mist! Wie mögen die Leute gelacht haben! Die Angela aber lachte nicht. Ganz beschämt und ohne ein Wort zu sprechen, stand sie da vor ihrem so arg vernachlässigten Äckerlein. Hacke und Mist waren wirklich die einzigen Heilmittel dafür. Karl Boromäus, der heilige Schelm, hatte voll und ganz recht. Durch ihn wurde auch die Gela noch berühmt; denn heute noch kann man von ihr lesen bei den Geschichtsschreibern jener Zeit.

Ob sie wohl Hacke und Mist geholt hat? Ich denke doch; denn einem Heiligen kann man nicht so leicht widerstehen. Ganz sicher hat der Kardinal für das faule Weiblein gebetet, daß es dieses häßliche Laster überwinden lerne; denn faule Leute sind nicht nur den Menschen, sondern auch dem lieben Gott ein Greul. –

Aus der katholischen Welt

Italien — FAO greift deutsches Beispiel auf. Das gute Beispiel der deutschen Katholiken bei der Bekämpfung des Hungers und der Krankheit in der Welt steht im Mittelpunkt ausführlicher Darlegungen über caritative Aufgaben in der Welt, die der Generalsekretär der Internationalen Caritaskonferenz, Msgr., Carlo Bayer, in einem Brief an die in Rom tagende Welternährungs- und Landwirtschaftsorganisation (FAO) macht. Die Internationale Caritaskonferenz unterstützt die von der Weltorganisation ergriffenen Maßnahmen zur Bekämpfung des Hungers in der Welt. In dem Brief des Generalsekretärs der Internationalen Caritaskonferenz wird auf den guten Erfolg bei der Fastenaktion der deutschen Katholken "Gegen Hunger und Krankheit in der Welt" hingewesen. Dies zeige, daß heute weite Schichten der Bevölkerung sich ihrer großen Verantwortung gegenüber ihrer hungernden Mitmenschen in anderen Teilen der Welt bewußt und bereit sein, dafür auch beträchtliche Opfer zu bringen. Der Generaldirektor der FAO, einer Organisation der Vereinten Nationen, bezeichnete das Ergebnis der deutschen Katholiken als ein hervorragendes Zeichen für das, was durch freiwillige Spenden im Kampf gegen den Hunger in der Welt getan werden könne.

Bankdirektor geht zu Leprakranken nach Korea. — Ein Pariser Bankdirektor wird im Herbst mit seiner Frau und zwei österreichischen Krankenschwestern nach Korea fahren, um dort die Leitung eines Lepradorfes zu übernehmen. Der erst 36jährige Bankier hat die schwierige Aufgabe, in dem Lepradorf Samchandong eine Kirche, ein Lazarett und eine Schule zu bauen. Die Gruppe wird in reisstrohgedeckten Lehmhütten wohnen und das einfache Leben der Koreaner teilen. Der ersten Gruppe werden zu Beginn des kommenden Jahres zwei weitere Gruppen folgen, die jetzt ausgebildet werden. Ein französischer Arzt und eine österreichische Krankenschwester werden eine fahrende Ambulanz leiten, um die in den Dörfern verstreuten Leprakranken zu betreuen. Die Finanzierung der koreanischen Gruppen hat die Katholische Frauenbewegung Österreichs mit den Spenden der Koreaaktion übernommen.

Zur Eröffnung des Flüchtlingsjahres am 28. Juni hat Papst Johannes XXIII. die katholische Christenheit zu einer Gebetsaktion aufgerufen. Ebenso baten die Präsidenten des Weltrates der Kirchen durch eine von den Kanzeln zu verlesende Botschaft die protestantischen, anglikanischen und orthodoxen Gemeinden aller Erdteile um Fürbitte und Opfer für die Flüchtlinge. Dies teilte der Vorsitzende des Internationalen Komitees für das Weltflüchtlingsjahr, Dr. Elfan Rees, in Genf mit. Die jüdischen Gemeinden der Welt begingen den 27. Juni als einen Gebetssabbat aus diesem Anlaß. Ferner hat Dr. Rees auch den Dalai-Lama als geistliches Oberhaupt von 350 Millionen Buddhisten — der durch die Ereignisse in Tibet selbst zum Flüchtling geworden ist —, den Aga Khan als Vertreter von 350 Millionen Mohammedanern und die Innenminister zahlreicher mohammedanischer Länder um den gleichen Beistand gebeten. — Nach den neuesten Statistiken vom April dieses Jahres beläuft sich die Zahl der Flüchtlinge in Afrika (Marokko, Tunesien und Ghana) auf 170 000, in Asien (Naher Osten, Indien, Hongkong, Vietnam und Korea) auf über 25 Millionen und in Europa auf 18 Millionen, von denen allein 13 400 000 in Westdeutschland leben. Dr. Rees bezeichnete es als "die größte moralische Verpflichtung dieser Generation", sich um das Heer der heimatlosen Menschen zu kümmern und ihre Eingliederung in den normalen Lebensprozeß als ständige Verpflichtung zu betrachten. — Das Weltflüchtlingsjahr will vor allem zur Entwicklung solcher Programme beitragen, die aus heimat- und besitzlosen Lagerinsassen selbständige und gleichberechtigte Staatsbürger des Aufnahmelandes machen. Zum Internationalen Komitee des Weltflüchtlingsjahres haben sich fünfzig freiwillige Werke zusammengeschlossen, unter ihnen die Caritas, das Rote Kreuz, der Weltrat der Kirchen und der Lutherische Weltbund.

Mehrere anglikanische Bischöfe in Großbritannien machen in diesen Wochen wieder Fußmärsche durch die verschiedenen Bezirke ihrer Diözese. Sie gehen in die Häuser, sprechen mit den Kindern in den Schulen und trinken auch gelegentlich ein Glas Bier in den Gaststätten der Ortschaften, um sich dort mit den Leuten zu unterhalten. Der Bischof von Reading ist jetzt zurückgekehrt, nachdem er über 300 Kilometer zu Fuß zurückgelegt hat. Er trug dabei seine Soutane und seinen Bischofsstab. Nach seiner Meinung gehört diese Wanderung durch die Gemeinden zu den "wichtigsten Arbeiten" eines Bischofs. Er habe feststellen können, daß die Lastwagenführer, die nachts mit ihren Wagen über die Landstraßen fahren, und die Landarbeiter, die abends in den Lokalen noch ein Glas Bier trinken, es gar nicht für ungewöhnlich empfanden, wenn er an diesen Stätten in seinem geistlichen Gewande und mit dem Kreuz erschienen sei. Ähnliche Pilgerfahrten durch ihre Diözese machen auch die Bischöfe von Coventry, Chester, Salisbury und Worcester.

Die Liebfrauenkirche von Nagasaki, die größte katholische Kirche im Fernen Osten, ist vollendet worden. Das Gotteshaus liegt 300 Meter vom Atombombentrichter des Jahres 1945 entfernt. Die neue Kirche bietet 4000 Personen Platz. Die Konsekration soll aber erst nächstes Jahr erfolgen, wenn die Zentenarfeier der Erneuerung der Christianisierung der Insel Kiou-Siou begangen wird. Die Bedeutung Nagasakis erhellt auch daraus, daß Papst Johannes XXIII. das Bistum zum Metropolitansitz erhoben hat.

500 Aussätzige aus acht verschiedenen asiatischen Rassen beherbergt derzeit das Krankenhaus der Franziskanerinnen in Mandalay, Burma. Die Kranken gehören den verschiedensten Religionen an. Auch buddhistische Mönche werden aufgenommen. Das Krankenhaus, das 1897 geschaffen wurde, konnte ursprünglich nur 20 Aussätzige betreuen. Heute hat es einen Fassungsraum, der 500 Patienten Platz bietet. Die Franziskanerinnen, die das Heim seit 1897 leiten, bauen jetzt noch neue Hütten auf, damit auch Kranken die Möglichkeit geboten wird, ein Familienleben zu führen.

Auf den Philippinen will man durch die Gründung einer katholischen Sozialschule die soziale Arbeit der Katholiken intensivieren. Die Nationalversammlung der katholischen Aktion in San Fernando empfahl die Errichtung eines solchen Institutes, dessen Unterricht einerseits mit den päpstlichen Sozialenzykliken besser vertraut machen, andererseits aktuelle Probleme des sozialen Lebens untersuchen solle. Besonders denkt man an eine stärkere Unterrichtung führender Gewerkschaftler und Unternehmer über die kirchliche Soziallehre, die in diesem überwiegend katholischen Land noch kaum wirksam geworden ist.

22 große Grundstücke wurden von der brasilianischen Regierung der Erzdiözese Goiania geschenkt. Sie liegen in der Stadt "Brasilia", welche dazu bestimmt ist, im April 1960 die Landeshauptstadt zu werden und Rio de Janeiro als Sitz der Regierung abzulösen. Auf den zur Verfügung gestellten Grundstücken sollen von den verschiedenen Pfarreien Gebäude errichtet werden, darunter zahlreiche höhere Schulen. Acht von 22 geplanten Pfarreien existeren bereits. Trotzdem ist jetzt schon zu sehen, daß die Bevölkerung dieser neuen Hauptstadt empfindlichen Mangel an Kirchen Schulen, Priestern und Nonnen haben wird.

Alle Wege fuehren nach Rom

Eine Pilgerfahrt begann mit viel Aufregung

Aus einem Roman von Adalbert Seipolt



"Des geht ja schlimmer zu als auf dem Schulhof", murmelte Schwester Annaberta, mit bürgerlichem Namen Vogelwieser, vor sich hin, als sie an der Hand der Ehrwürdigen Mutter Potenzia sich durch das Gewühl am Münchener Hauptbahnhof durchzukämpfen bemühte. Allein hätte sie, ein altes, rundliches und obendrein noch kurzsichtiges Gotteskind, es kaum vermocht, den Bahnsteig ausfindig zu machen, auf dem der Pilgerzug nach Rom sie erwartete. Doch Ehrwürdige Mutter Potenzia zerteilte die Masse der hin- und herflutenden Menschen wie der Bug eines Schlachtschiffes die Wogen des Ozeans und zog die kleine Annaberta gleich einer Schaluppe hinter sich her.

Am Bahnsteig 11 erreichte der Trubel den Siedepunkt. Geistliche Herren flatterten mit wehenden Rockschößen nervös umher, ergraute Ehepaare gaben sich verstohlen den Abschiedskuß, Krethi und Plethi radebrechten hochdeutsch, besorgte Mütter überhäuften ihre Töchter mit Ratschlägen und Ermahnungen. Ehrwürden Mutter schob, was ihr in die Quere kam, wie Kegel zur Seite, steuerte zielbewußt auf den nächsten Schaffner zu und fragte ihn, wo noch ein Platz für Schwester Annaberta wäre. Im letzten Wagen, war die Antwort. Die beiden Ordensfrauen eilten zum letzten Wagen, denn schon forderte der Lautsprecher die Reisenden auf, in den Pilgerzug einzusteigen und die Türen zu schließen.

Ehrwürden Mutter ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. "Keine Aufregung, liebe Annaberta! Eine Pilgerfahrt ist keine Reise zum Oktoberfest. Man muß sie mit Würde und innerer Sammlung beginnen. Sehen Sie, dort ist noch ein freier Platz! Nun, setzen Sie sich einstweilen hin. Ich komme gleich wieder. Ich gebe nur noch der Reisebegleitung Bescheid, daß Schwester Annaberta Vogelwieser pünktlich eingetroffen ist." Sprach's, und schon war ihre Haube im Menschengewühl verschwunden. Noch war Annaberta mit dem Verstauen ihrer Köfferlein und Taschen nicht fertig, als Ehrwürden Mutter schon wieder an der Tür erschien. "Alles in Ordnung", sagte sie. "Der Monsignore wird bald selber die einzelnen Abteile besuchen und sich um die Pilger kümmern. Ich habe Sie seiner besonderen Obhut empfohlen. Es wird Ihnen also an

nichts fehlen. Und nun fahren Sie mit Gott! Es ist zwar ein bißchen ungewöhnlich, daß eine Ordensschwester allein eine so weite Reise unternimmt, doch Sie haben sich das wahrhaftig verdient! Und denken Sie an uns, wenn Sie die heiligen Stätten besuchen! Und schreiben Sie ein Ansichtskärtchen, wo es Ihnen besonders gefällt! Sie wissen ja. wie sehr sich alle darüber freuen! Und machen Sie ein paar tüchtige, verläßliche Reisegefährten ausfindig, damit Ihnen kein Unglück widerfährt! Sie wissen doch: die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts! Und nun Gott befohlen, Schwester Annaberta."

Die Tür fiel ins Schloß. Der Zug setzte sich keuchend in Bewegung. Schwester Annaberta drückte der Ehrwürdigen Mutter noch einmal stumm durchs geöffnete Fenster die Hand und wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte. Drum entschied sie sich schließlich für beides.

Die Reiseleitung des Pilgerzuges hatte sich im mittleren Wagen einquartiert. Das offizielle Kommando führte Monsignore Schwiefele, ein stämmiger, untersetzter Herr mit auffallend großen Füßen und einem Kopf, den er vom Riesen Goliath geborgt zu haben schien. Seine Augen funkelten wie der Edelsteine in seinem Prälatenring, und seine Haare, schon ergraut, standen recht widerborstig zu Berge, so daß man nur schwer den folgsamen Sohn der Mutter Kirche in ihm vermutete, der er jedoch unzweifelhaft war. Er fuhr nun schon zum hundertdreiundzwanzigsten Male über den Brenner und kannte die Strecke nach Rom ebenso auswendig wie die Psalmen des Breviers. Was ihn als Pilgerführer fast unentbehrlich machte, war sein Talent, für jeden Stand, jede Steuerklasse und jedes Temperament den richtigen Ton zu treffen und auf diese Weise im Handumdrehen ein väterliches, brüderliches Verhältnis, wie es sich gerade schickte, zu den einzelnen Pilgerkindern zu gewinnen. Außer natürlich zu solchen eigensinnigen Leuten wie dem forschen Stadtkaplan aus dem Rheinland, der mit seiner Pfarrjugend beiderlei Geschlechts eine nicht zu unterschätzende Minorität der Pilgerschar repräsentierte. Dieser

Alle Welt ist besorgt
um den Frieden.
Auf daß der kalte Krieg
weder diesmal noch je
in den heißen Krieg
übergehe, beten wir:
"Mutter, Friedenskönigin,
sei beim Sohn uns Mittlerin!
Du kannst uns die Gunst erflehen,
daß wir nicht zugrunde gehen."
Über kalten Trümmerfeldern
hör' ich leises, fernes Schreiten.
In den dunkeln Sterbewäldern
haucht ein Sang der Ewigkeiten.
Und der Zug der Heimatlosen
steht im Schrei des Hasses stille,
horcht und sucht und sieht die Rosen
aus den Trümmern
seltsam scheinen.
Und das trostlos müde Weinen
wandelt sich in großes Staunen.
Man hört diese Armen raunen:
Siehst du jene hohe Frau?
Hörst du ihre leisen Schritte..
Und die allergrößte Bitte
braust, wie Meereswogen branden,
aus den friedelosen Landen.
Alle Trümmer hallen wider
von dem Rufen und dem Weinen.
Sieh, Maria beugt sich nieder,
kniet sich in der Welten Qual,
schreitet durch das Tränental
und schenkt der Welt den Frieden.

Wilborada Maria Duft, Kreuzschwester

hochwürdige Herr namens Schlüter erklärte dem Monsignore unverblümt, er werde dafür sorgen, daß eine "zeitnahe Atmosphäre" auf der Reise herrsche, aller Kitsch in Wort und Tat vermieden und keine Konzessionen an seufzende Altweiberfrömmigkeit gestattet werde. Er habe nicht umsonst zwei Jahre am Germanikum studiert und wisse, wie gefährlich die römische Schlamperei deutscher Glaubenszucht werden könne. Ergo erwartete er von der Reiseleitung, daß sie alles tue, um die Pilgerfahrt jugendtümlich und weltoffen zu gestalten. Als der biedere Monsignore dieses (zweifelsohne vorher schriftlich fixierte) Ultimatum zu Beginn der Fahrt an den Kopf geworfen bekam, holte er zunächst einmal tief Luft, putzte sich gelassen die Brille, um diesen merkwürdigen Hochwürden dann "Schon gut!" nachher genauer zu betrachten, und sagte sich im stillen: "Dich werden wir schon beschäftigen, du Preuß!"

Der Dritte im Kleeblatt der Reisebegleitung war Herr Adam Birnmoser. Früher hatte er sich für ein paar Semester in Theologie, später lange Jahre bei der Infanterie mit wechselndem Glück versucht; jetzt verdiente er sich sein tägliches Brot damit, Sonderzüge zu organisieren, im Winter nach Oberstdorf, im Karneval nach Köln, zu Ostern nach Spanien, zu Pfingsten nach Rom, im Sommer nach Sylt und im September zum Oktoberfest. Was ihm gestattete, jeden Tag sechs schwere Zigarren zu rauchen und nach jeder zweiten Zigarre einen Rosenkranz zu beten. Denn Herr Birnmoser war, an seinem Vermögen gemessen, geradezu beängstigend fromm, versäumte keinen Ablaß,

trug sich in jede Bruderschaft ein und rührte alle Pilger zu Tränen, wenn er am Abend durchs Zugmikrophon das Ave Maria von Gounod sang.

Diesen "Großen Drei", wie ein Witzbold sie taufte, war die gesamte Pilgerschar, ob Mütterlein, ob Intellektueller, ob Backfisch, ob Familienvater, anvertraut. Sie wachten über Leib und Seele, führten eine kleine Apotheke mit sich und eine Rollwagenbibliothek mit moralisch einwandfreier Unterhaltungslektüre. Sie tüftelten auch den Zeitplan aus, wobei der Laie Birnmoser zwischen den beiden hochwürdigen Herren oft vermitteln mußte, denn während der Monsignore den Pilgern zwischen den einzelnen Besichtigungen und Veranstaltungen ein kurzes Verschnaufen gönnen wollte und auf einen gewissen Spielraum im Zeitplan bedacht war, wünschte der Kaplan alles auf die Minute genau zu regeln, was den Monsignore wütend machte und zu der Bemerkung reizte, er sei schließlich nicht mit der Stopuhr zur Welt gekommen.

Der Kaplan lächelte mitleidig, ließ seine schönen Zähne schimmern und meinte, ob Seine Gnaden nicht endlich die Pilgerfahrt offiziell eröffnen wolle, die Lokomotive habe bereits aus dem Gleisgewirr des Ostbahnhofs die Strecke nach Kufstein herausgefunden.

Monsignore wollte etwas entgegnen, doch er schluckte die Galle hinunter, schaltete das Mikrophon ein, bekreuzte sich und sprach mit kräftiger Stimme: "Liebe Pilger! In Gottes Namen beginnen wir unsere Fahrt zur Heiligen Stadt. Möge sie uns recht viel Freude und reichen Segen bringen, und nicht nur uns, sondern auch unseren Lieben daheim, die nicht mitfahren können und die unseren Zug mit ihren Wünschen und Gebeten begleiten. Ich werde jetzt durch die einzelnen Abteile gehen, um jeden von euch kennenzulernen. Und wenn einer etwas auf dem Herzen hat, soll er mir's nur sagen!" Damit war die Reise offiziell eröffnet. "Kommen Sie, lieber Birnmoser, und begleiten Sie mich", lud der Monsignore den Manager ein und faßte ihn freundschaftlich am Arm, "der hochwürdige Herr Kaplan findet dann Ruhe, sein Brevier zu beten!"

Ihre Visite begannen sie in der "Schwanzspitze der Pilgerschar", wie Birnmoser zu sagen beliebte. Dort hatte inzwischen Schwester Annaberta mit den Kindern der Welt Bekanntschaft geschlossen. Sie war zufrieden, im letzten Wagen zu sitzen. So konnte sie ein Sekündchen länger in Deutschland bleiben, und auf der Heimriese wieder ein Sekündchen länger in Italien. Der Dame gegenüber ging diese Logik freilich nicht ein; sie schimpfte darüber, Schlußlicht zu sein. Da bekomme man die Schönheiten der Landschaft immer als letzte zu sehen

Zum inneren Leben

Dank für die Wohltaten Gottes

Herr, unser Gott, unser Schöpfer und Erhalter, unser Erlöser und Vollender, wir danken dir, daß du dein Wort verkünden lässest an allen Orten der Erde. Du hast uns um dich versammelt. Wir danken dir, o Herr:

Für deine Kirche, die Grundfeste und Säule der Wahrheit, die Mutter aller Heiligen zu allen Zeiten und an allen Orten:

Für die große Gnade, daß du uns zu ihren Kindern und deinen Dienern allhier berufen hast:

Für die Gemeinschaft unserer Pfarrei und all derer, die deinen Namen anrufen und deinen heiligen Ordnungen im Gehorsam nachzuleben bereit sind:

Für die Wunder der Erlösung, die unaufhörlich in unserer Mitte geschehen:

Für die Kraft und Freude, die uns aus der Feier der heiligen Geheimnisse und Feste in unserer Gemeinde erwachsen ist:

Für dein tröstendes Wort, das uns an jedem Tag des Herrn verkündet wurde:

Für die Sakramente und Gnadenmittel, durch die das Feuer des Heiligen Geistes in unseren Herzen brennen kann:

Für deine Gabe aller Gaben, die du uns in Jesus Christus hast zuteil werden lassen:

Für das heilige Opfer und Mahl, das Gedächtnis seines Todes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt:

Für das Sakrament der Buße, zu dem wir Zutritt haben:

Für deine treuen Diener, unsere Priester, die Ausspender deiner Geheimnisse:

Für jedes Vorbild, das du durch treue Künder deiner Frohen Botschaft uns und der Welt gegeben hast:

Für dein Wort, daß du auch uns zu einem königlichen Geschlecht, zum heiligen Priestertum berufen hast:

Für deine Güte, die du uns durch alle Brüder im Glauben erwiesen hast:

Für alle, die das Wort vom Kreuze im Glauben angenommen und in der Geduld bezeugt haben:

Für die Größe des Kampfes und der Bewährung, die du uns auch zu unserer Zeit in deiner Kirche und unserer Gemeinde hast sehen lassen:

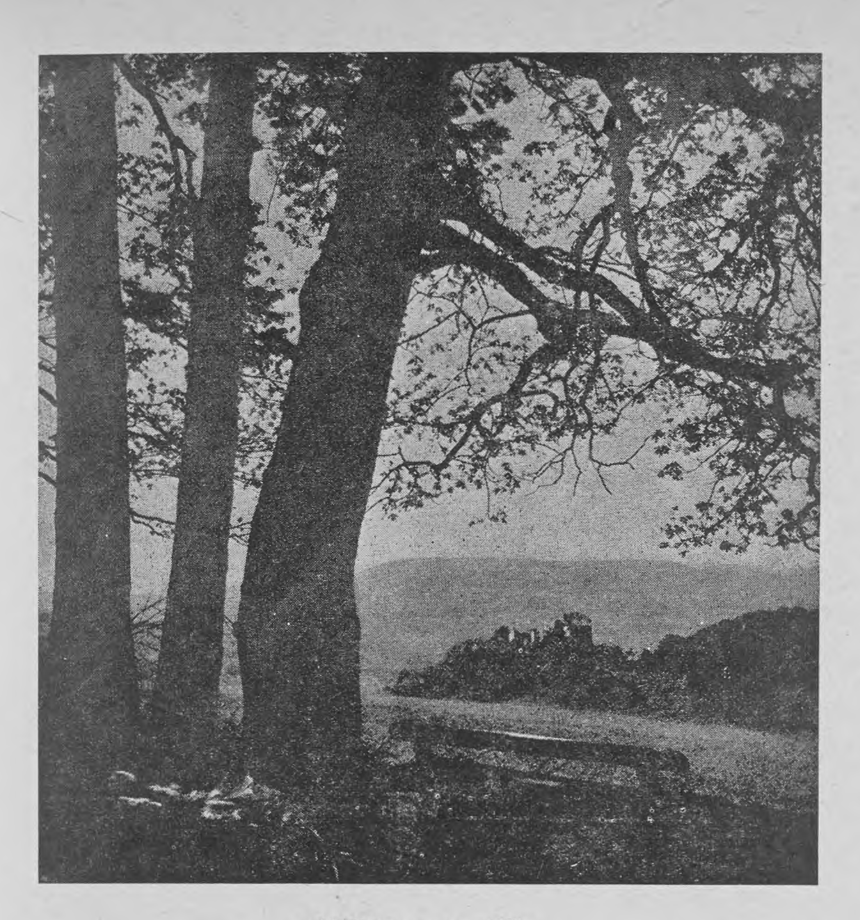
Für die heilige Heimat, die wir und alle in deiner Gemeinde gefunden haben:

Für die Ruhe und den Frieden dieses Hauses und dieser Stunde, da wir alle deiner Wohltaten gedenken und dein Angesicht suchen:

Dank sei dir, o Herr.

Denn wirklich, es ist würdig und recht, billig und heilsam, dir immer, auch heute Dank zu sagen für alle kostbaren Gaben. Mache unsere Augen auf, daß wir deine unverdiente Güte immer besser erkennen; und bekehre unsere Herzen zu einem freudigen Gehorsam, auf daß wir dir in Wort und Werk danken. Durch Christus unsern Herrn. Amen.

Aus: Laudate, Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Meißen



Spätsommerstille

und sei außerdem bei Zusammenstößen aufs höchste gefährdet. Wie es ihre Gewohnheit war, nickte Schwester Annaberta beifällig zu allen Äußerungen, um derentwillen es sich nicht zu streiten lohnt, auch wenn sie selbst anderer Meinung war. Die Dame fühlte sich in ihrer Entrüstung bestätigt und stellte sich als Schulrätin Raibeisen vor. Sie fiel auf durch ein tiefgrünes Kleid, eine dicke Hornbrille und ein porzellanweißes Gebiß, das sie bei jedem hellen Vokabel präsentierte. Vor allen anderen Bewohnern des Abteiles zeichnete sie sich durch makelloses Hochdeutsch und akzentfreie Aussprache der Fremdwörter aus, was ihr in Annabertas Augen den Nimbus von Allwissenheit verlieh. Neben der Schulrätin saß ihre Tochter, ein sicher hochbegabtes und wohl nur diesen Morgen unsäglich dumm dreinschauendes Mädchen von siebzehn Jahren. Sie hieß Sulamith. "Welch wunderlicher Name, sicher ein unchristlicher, wildgermanischer Modename wie Karin oder Helga", dachte sich Annaberta und zog die abstrusen Namen ihrer Mitschwestern vor, Eustochium, Glyzeria oder Afrasia zum Beispiel; die haben doch wenigstens Patrone im Himmel!

Sulamith zur Linken hatte ein älteres Ehepaar Platz genommen. Sie schrieben sich von Neuhaus, waren Barone von Stand, doch offensichtlich verarmt. Sie überragte ihn um einen halben Kopf. Was Wunder, daß er zusammenzuckte, als sie ihn öffentlich tadelte: "Ferdinand, deine Kravatte sitzt schief! So kannst du nicht vor den Heiligen Vater treten!" Nun, bis dahin hat es noch eine gute Weile. Noch flogen Zwiebeltürme und grasende Kühe an den Fenstern vorüber, und keine Campanili oder beladene Esel. Noch leuchtete der Himmel nicht pflaumenblau, vielmehr winkte er in den keuschesten Farben, über die er verfügt, in Weiß und Blau, den Pilgern ein herzliches Lebewohl zu.

Machten die Raibeisens und die verarmten Adligen keinen üblen Eindruck auf Annaberta, so mißfiel ihr das Fräulein am anderen Fenster auf den ersten Blick. Kastannienbraune Haare, purpurrote Lippen und dazu eine spinatgrüne Sonnenbrille — wenn das noch schön sein soll! Am meisten befremdete jedoch ihr Kleid. Annaberta kannte sich in der Mode nicht aus. Vielleicht war es der letzte Schrei, ärmellos und grellgelb einherzuflattern. Die Sittsamkeit hob es bestimmt nicht. "Weltkind, Weltkind", bedauerte Annaberta Fräulein im stillen und gelobte sich, während der Reise ein Augenmerk auf sie zu werfen. Noch war das Fräulein ohne Gesellschaft. Der Platz neben ihr war unbesetzt. Wer mochte da wohl noch zusteigen? Sicher ein junger Herr. Auch die Schulrätin als Hüterin der Sittlichkeit schien sich mit diesem Problem zu befassen. Es durfte ihr, einer pädagogisch durchtrainierten Mutter nicht gleichgültig sein, was für ein männliches Individium zwei Tage mit ihrer Tochter im selben Raum beisammen war.

Doch ehe sich das Rätsel in Rosenheim löste, erschien der Monsignore und Herr Adam Birnmoser, begrüßten jeden einzelnen aufs herzlichste und erkundigten sich nach dem Befinden. Die Schulrätin stellte durch die Hornbrille fest, daß sich Herr Brinmoser vor dem Zitronenfalter am anderen Fenster tiefer als vor ihrer Tochter verneigte, und schwor sich, ihn zur Strafe bei nächster Gelegenheit geflissentlich zu übersehen. Mit höchst ungnädiger Miene nahm sie das Kärtchen und den Briefumschlag in Empfang, den ihr der weltliche Reiseleiter überreichte. "Was soll das?" fragte sie. Herr Birnmoser begann zu erklären. Auf dem Kärtchen stehe aufgedruckt: "Ich fahre in erster Linie nach Rom, um . . ." und jeder Pilger solle dann, was ihm das Wichtigste an der Romfahrt sei, in einem infinitivischem Nebensatz zu Papier bringen, den Umschlag sorgfältig verschließen und der Reiseleitung zurückgeben. Niemand solle einen falschen Grund heucheln, jeder vielmehr von der Leber weg seine Meinung äußern. Nur so könne man sich

ein Bild über die wahren Absichten und Interessen der Reisenden machen. Durch den verschlossenen Umschlag sei die Anonymität gewährleistet; es brauche also niemand zu befürchten, ausgelacht oder schief angesehen zu werden. Frau Schulrätin hielt das für Unfug und erklärte ein solches Übergreifen der Fragebogenmethode auf heiligste Dinge für verhängnisvoll. Der Zitronenfalter am anderen Fenster sprach sich um so nachdrücklicher dafür aus, die moderne Praxis der Meinungsforschung auch einmal auf einen Pilgerzug auszudehnen,und erntete dafür von Herrn Birnmoser ein dankbares (zu dankbares!) Lächeln. Monsignore Schwiefele bemerkte dazu, Herr Birnmoser habe diese Praxis bereits auf einer Sonderfahrt zum Oktoberfest ausprobiert und Beifall gefunden. Damit empfahlen sich die Herren von der Reiseleitung und zogen sich ins nächste Abteil zurück. Unsere Pilger machten sich nun mit Eifer daran, ihre wahre, innerste Absicht in einem infintivischen Nebensatz zu fixieren, wurden jedoch bei dieser Kopfzerbrechenden Beschäftigung unterbrochen, als in Rosenheim ein junger Herr das Abteil bestieg und seinen Platz neben der jungen verführerischen Dame einnahm. Als er sich den Mantel auszog, entpuppte er sich als junger Geistlicher, als Primiziant sogar. Das sagte er zwar nicht, als er sich mit "Süß" vorstellte; doch eine erfahrene Klosterfrau erkennt das auf den ersten Blick: dies verschmähte Glück in den Augen, die schmalen Wangen unter der glatten Stirn, dies schüchterne Entkleiden, wobei er angesichts so vieler forschender Blicke bis unter die Haarwurzeln errötete, und die makellose Schwärze seines Rockes mußten einem Primizianten zugehören, der noch ganz in der dünnen Luft vom Tabor zu Hause war und nichts von den lastenden Nebeln der Täler seines Berufes wußte. Und nun legte ihm Satanas gleich eine solche Schlinge, plazierte diese raffinierte Eva neben ihn! Annaberta seufzte und nahm sich vor, auch über diese Seele ihre wachsame Hand zu breiten. Als der Primiziant seine Nachbarin übermäßig freundlich begrüßte, hüstelte die Schulrätin vernehmlich. Primiziant Süß blickte verlegen zu Boden. Über das Gesicht des Zitronenfalters huschte ein spöttisches Lächeln.

Hinter Kufstein erschienen zwei Mädchen von der fortschrittlichen Pfarrjugend, sammelten die Umschläge ein und brachten sie zur Reiseleitung. Monsignore Schwiefele und Kaplan Schlüter wollten sich in fieberhafter Neugierde auf die Kärtchen stürzen, doch Herr Birnmoser verwehrte es ihnen. Es ist mein Amt, das Ergebnis auszuwerten. Ich werde Ihnen die Antworten vorlesen." Kaplan Schlüter wollte aufbegehren und gegen eine solche Bevormundung des Klerus durch die Laien protestieren, fügte sich aber doch. Er mußte sich ja seine Spannkraft bis Rom erhalten, wo er dann den Heiligen Vater, womöglich in einer Privataudienz, über die Mißstände in der Kirche, über die Schlafmützigkeit der Ordinariate und seine eigenen bahnbrechenden Ideen aufklären wollte. "Die paar Tage ducke ich mich noch, dann werde ich euch beweisen, was ich bin", dachte er sich und knöpfte sich den Rock bis zum Kragen zu. "Vielleicht können wir die gelungendsten Antworten durchs Mikrophon vorlesen, um die Pilger ein wenig zu unterhalten?" schlug Monsignore vor, Birnmoser nickte.

Und wozu fuhren nun die Pilger in erster Linie nach Rom? "Um den Heiligen Vater zu sehen!" Natürlich. "Um am Grab des heiligen Petrus zu knien." "Um den wahrhaft katholischen Atem der Kirche zu spüren." "Um einen Abstecher nach Ostia zu machen." "Um die sieben Hauptkirchen zu besuchen." "Um einmal billig nach dem Süden zu kommen." ("Das sind mir so die richtigen Spießbürger", knurrte der Kaplan.) "Um eine Weltstadt bei Nacht kennenzulernen." ("Sollen wir das auch durch den Lautsprecher verkünden?" fragte Birnmoser. Der Kaplan nickte: "Wir dürfen nicht heucheln.") "Um daß mich der Heilige Vater segnet und ich nachher einen schönen Aufsatz schreiben tu." "Um die Katakomben zu sehen und einen Geschäftsfreund zu besuchen." "Um die Liturgie der Benediktiner auf dem Aventin zu erleben." ("Könnte



PRIESTERHAENDE

Priesterhände — schau sie voll Ehrfurcht an und denk daran: Sie dürfen das Heiligste fassen. Sie nur sind auserwählt — dazu bestellt. Gott selber in Brotsgestalt, uns Menschen zum Heil hier erschienen, birgt sich in ihnen. Priesterhände sind's die dich segnend geleiten durch alle Zeiten. Wenn du nur willst, schenken in Sturm und Stille sie Segensfülle. Wenn beim andern du zagst, ob den Weg du verfehlst, wenn der Hunger dich quält . . . sie stillen alle Not, reichen dir Himmelsbrot. Priesterhände . . .

Lena Apelt, Kronach

von der Schulrätin sein!") "Um meinen Glauben zu festigen, im Mittelmeer zu baden und den Apoll vom Belvedere und die Venus von Lido von Angesicht zu sehen." ("Nicht vorlesen!" mahnte der Monsignore. "Warum nicht? Das ist zeitnah gedacht!" gab der Kaplan zurück. "Meinetwegen" seufzte Schwiefele. Ihn reute es, dem Experiment zugestimmt zu haben.) "Um das Grab meines Sohnes in Pomezia zu besuchen." Birnmoser schaltete eine Pause der Rührung ein. "Um dem Heiligen Vater reinen Wein einzuschenken." ("Kann nur der Kaplan geschrieben haben", dachte sich der Monsignore.) "Um klassische Luft zu atmen." "Um die Kirche lieben zulernen." ("Dann bleib lieber daheim!" brummte der Kaplan.) "Um vatikanische Briefmarken zu kaufen und das Kolosseum zu sehen." Der Monsignore ruderte beschwörend mit den Armen, man möge doch das Mikrophon abschalten, die Antworten wurden immer weltlicher. "Warten Sie, hier ist noch eine sehr fromme: 'Und daß ich für meine Waisenkinder viel Segen mit heimnehmen und mit Gottes Gnade gesund nach Hause komme tu!' Schön nicht wahr?" "Schlechtes Deutsch", nörgelte der Kaplan. "Aber gut katholisch", respondierte der Monsignore und lächelte vor sich hin. Diese Antwort konnte nur von einer stammen, und er wußte, von wem.

Es war zwischen Hall und Innsbruck, als Sulamith ihre Mutter anstieß und flüsterte: "Er sagt schon 'Du' zu ihr!"

"Wer, zu wem?"

"Der Primiziant zu dem Fräulein . . ."

"Pst, Suli! So etwas sagt man nicht." Frau Schulrätin legte ihrer Tochter den Finger auf den Mund, wandte sich dann zur Schwester und flüsterte ihr ins Ohr: "Sie sagen schon Du zueinander, der Primiziant!" (Oh, was werden sie später sich dieser Worte schämen, wenn es herauskommt, warum die beiden 'Du' sagen!).

Schwester Annaberta nickte. Was sollte sie sonst tun? Im Herzen freilich war sie recht traurig. Sie hatte sich die Romreise als eine ununterbrochene Kette von Glück und Freude vorgestellt, und nun plumpste sie von einer Sorge in die andere. Eben hatte sie daran gedacht, ob Schwester Glyceria den Grießbrei für die Waisenkinder auch nicht zu heiß zubereiten würde, und jetzt plagt sie die Sorge um das Seelenheil eines jungen Priesters. Die Schulrätin hätte offenbar recht gern ein hämisches Geflüster über "ihn" und "sie" begonnen, doch Annaberta zeigte wenig Lust hierzu. Sie schloß die Augenlieder und betete erst für die Waisenkinder, dann für den Primizianten und schließlich auch für die Eva.

Der Zug donnerte zum Brenner hinauf. Die dem Tiefland entstammende Pfarrjugend beiderlei Geschlechts riß die Fenster auf, ließ den Zugwind durch die Harre flattern und schrie angesichts der Tiroler Bergriesen aus vollem Halse: "Zu Mantua in Banden der treue Hofer war." Als der Kaplan davon hörte war er entsetzt. Im Sturmschritt durchraste er die Wagen, trat dabei einer betagten Dame auf die Zehen, so daß sie gottserbärmlich aufquieckte, erreichte endlich die luftigen Abteile seiner Schäfchen und herrschte sie an: "Was fällt euch ein, bei offenem Fenster zu krähen! Wollt ihr eure Stimmen ruinieren? Mit heiseren Leuten singe ich nicht vor dem Heiigen Vater." Das Argument wirkte. Der Andreas Hofer wurde wieder zu Grabe getragen. Seine Landschaft aber wurde immer schöner . . .

Soforthilfe im Namen Gottes

In seinem Weltreisebuch "Unterwegs notiert" schildert Hans A. de Boer ein Erlebnis, das er als "typisch für amerikanische Hilfsbereitschaft" bezeichnet. Er war bei einem Pfarrer zu Gast, und als er ihm am Samstagabend beiläufig von einer brieflichen Bitte aus der Sowjetzone um einen getragenen Anzug und etwas Fett erzählte, stand der Pfarrer auf: "Einen Augenblick, ich werde meine Predigt ein wenig ändern." Am anderen Morgen hörte er ihn in der Kirche von dem Brief aus der Sowjetzone sprechen. "Ihr seht, hier muß geholfen werden, und das sofort. Bis heute abend müssen die notwendigen Sachen gesammelt sein. Ich weiß, daß ihr alle nicht viel habt, aber für zehn Cent wird es schon reichen." — "Gleich nach dem Gottesdienst setzen sich ein paar Männer in ihre Wagen, und ein paar Jungen schwingen sich auf ihre Fahrräder und gondeln von Haus zu Haus. Noch vor dem Mittagessen kommen sie im Pfarrhaus zusammen und liefern mehrere Anzüge, Fettkonserven und noch rund 50 Dollar an gesammelten Spenden ab. Aber man begnügt sich nicht damit. Es wird überlegt, wie das Fett möglichst rasch nach Deutschland zu schaffen ist, und man einigt sich dahin, daß nur eine Luftpostsendung in Frage kommt. Dafür reicht jedoch das Geld nicht ganz aus, und noch einmal werden ein paar Türen abgeklappert. Nun packt man gemeinsam fröhlich das Paket und schafft es zur Post. Aber dann geschieht etwas, was ich nicht erwartet habe. Die Sammler gehen nicht auseinander, sondern schließen sich zu gemeinsamen Gebet zusammen, und ich erfahre, daß sie auch vor ihrem Weg gebetet haben." — Ist das nicht herzerfrischend? Von einer Not hören und sofort mit vereinten Kräften im Namen Gottes zupacken, das ist eine recht gesunde, sozusagen erstklassige Art, christlich zu reagieren. –

Es gibt zwei Klassen von Menschen in der Welt, solche, die mit Gott in Freundschaft leben und solche, die von Gott getrennt sind. Zu welcher von beiden Klassen willst du gehören? Glaube nicht, daß die Antwort auf diese Frage nebensächlich ist! Wenn dir dieses Problem gleichgültig wäre, dann hättest du damit aufgehört ain Christ, ja überhaupt ein gläubiger Mensch zu sein.

Beim hl. Pfarrer von Ars

Von Johannes Brass O.M.I.

Vor seinem Schrein in Ars ist in französischer und deutscher Sprache zu lesen: Nicht berühren! Ein Zeichen dafür, daß vor allem deutsche Pilger Ars besuchen. Tatsächlich findet man während der Sommermonate fast täglich deutsche Reiseautobusse in diesem stillen Dörfchen, 30 Kilometer nördlich von Lyon.



Im Jahre 1947 ist das noch nicht der Fall. Ich bin heute der einzige deutsche Pilger in Ars. Die Gestalt des hl. Johannes Maria Vianney, des Pfarrers von Ars, ist mir seit meiner Jugend bekannt. Wir Jungen hatten in der Klosterschule mit Spannung und Ergriffenheit der Speisesaallektüre aus der zweibändigen Lebensbeschreibung von Trochu gelauscht. Nun sitze ich im Linienautobus, der dreimal in der Woche von Lyon nach Ars fährt. Ich bin nüchtern geblieben, in der Hoffnung, am Pilgerort das hl. Opfer feiern zu können. Der Gedanke, Kriegsgefangener zu sein, Angehöriger eines geächteten Volkes, wird zurückgedrängt durch das viel stärkere Gefühl der Verbundenheit mit den Brüdern und Schwestern desselben Glaubens. Wir alle haben ja das gleiche Ziel. Und alle beherrscht dasselbe Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens gegenüber dem großen Beter und Büßer von Ars, den der Stellvertreter Christi zum himmlischen Patron aller Priester, besonders der Pfarrer, erklärt hat.

Voll Erwartung betrete ich die kleine Dorfkirche. Nur vereinzelte Pilger knien dort. Es ist bereits 9 Uhr; die letzte hl. Messe ist soeben beendet. Ob ich wohl noch zelebrieren kann? Fast schüchtern trage ich in der Sakristei dem diensttuenden Kanonikus meine Bitte vor. Er merkt, daß ich Ausländer bin, und fragt mich freundlich: "Welcher Nationalität sind Sie?" – "Ich bin deutscher Kriegsgefangener." Da legt er mir beide Hände auf die Schultern und sagt: "Dann mache ich Ihnen eine besondere Freude", öffnet einen Panzerschrank und bringt den Kelch. "Das ist der Kelch, mit dem der hl. Pfarrer von Ars jeden Morgen das hl. Opfer gefeiert hat; mit dem zelebrieren Sie jetzt, und zwar vor den Gebeinen des Heili-

Am 4. August waren es 100 Jahre her, dass der hl. Johannes Maria Vianney in die Ewigkeit ging. Papst Johannes XXIII. widmete diesem heiligen Priester seine zweite Enzyklika, die am 31. Juli veröffentlicht wurde.

---

gen." Als der Priester meine Ergriffenheit bemerkt, sagt er: "Ich tue nichts anders, als was der deutsche Klerus gegenüber unseren Gefangenen getan hat." Ich kann dem französischen Mitbruder nur schweigend die Hand drücken.

In welcher Seelenverfassung ich die hl. Messe feierte, ist leicht zu erraten. Nach der Danksagung nimmt der Bruder Sakristan, der mir die Messe diente, sich die Zeit, um mir alles zu zeigen, was an den Heiligen erinnert. Es sind keine großen Sehenswürdigkeiten, aber alles gebietet Ehrfurcht. Da ist die alte Sakristei, ein enger, armseliger Raum.

"Auf diesem Ankleidetisch", erklärt der Bruder, "hat Johannes Maria Vianney in den ersten Jahren seines Hierseins alle seine Predigten geschrieben und sie dann auswendig gelernt. Als aber der Andrang zu seinem Beichtstuhl immer größer wurde und er keine Zeit mehr fand, die Predigten zu schreiben, hielt er eine Novena zur Mutter Gottes, Maria möge ihm vom Heiligen Geiste die Gnade erflehen, doch ohne schriftliche Vorbereitung predigen zu können. Sein Gebet wurde erhört.

Dieser Stuhl dort in der Ecke diente dem Heiligen als Beichtstuhl für die Männer seiner Pfarrei. Hier hat er ganz besonders große Sünder, die er sich bisweilen aus der langen Reihe der Wartenden herausholte, mit Hilfe der Gnade zu Kindern Gottes und eifrigen Christen umgestaltet."

Wir verlassen die Sakristei. Das Kirchlein hat bescheidene Ausmaße. Auf ausdrücklichen Befehl des hl. Pius X. ist die alte Dorfkirche genauso erhalten geblieben, wie sie zu Lebzeiten unseres Heiligen war. Man hat nur die Apis geöffnet und eien Rundbau als Basilika angefügt.

"Von dieser Kanzel herab hat der hl. Pfarrer in den Jahren von 1818 bis zu seinem Tode in 1859 seiner Pfarrgemeinde und Hunderttausenden von Pilgern aus aller Welt die christliche Botschaft verkündet. Einmal stand der berühmte Lacordaire, der als der größte Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts gilt, als unbekannter Zuhörer unter dieser Kanzel. Er wurde so tief beeindruckt von der Kraft des Heiligen Geistes, die aus diesem schwachbegabten Dorfpfarrer sprach, daß er nachher äußerte: 'Könnte ich doch so predigen!' — Manchmal geriet der hl. Pfarrer während der Predigt in Verzückung. Seine Worte auf der Kanzel waren eckig und kantig, einfach und klar. Ungeschminkt sagte er die Wahrheit. Ohne Umschweife ging er auf seine Zuhörer los. Im Kampf gegen die Sünde war er hart.

"Dort in der Seitenkapelle steht der Beichtstuhl, in dem der Heilige jahrzehntelang täglich bis zu 20 Stunden reuige Sünder aus der ganzen Welt zu Christus zurückgeführt hat. In den letzten 20 Jahren seines Lebens kamen jährlich rund 100 00 Pilger nach Ars. Tage und Nächte warteten die Menschen geduldig, bis die Reihe an ihnen war.

"Sehen sie dort den Marienaltar mit der Statue der Mutter Gottes! Die große silberne Kapsel um den Hals der Statue hat ihre eigene Geschichte. Als Johannes Maria Vianney einige Jahre Pfarrer von Ars war und alle Bemühungen, seine Pfarrkinder zu ganzen Christen zu erziehen, nicht den gewünschten Erfolg hatten, schrieb er die Namen aller Pfarrkinder auf ein großes Blatt, legte die Liste in die Kapsel und hängte sie Maria um den Hals mit den Worten: 'Mutter Gottes, ich bin mit meiner Kraft am Ende; du mußt es machen; ich hänge sie dir an den Hals; sorge dafür, daß sie ordentliche Christen werden!' "

Ergriffen folge ich den Ausführungen des Bruders. Die Atmosphäre an diesem begnadeten Ort ist einmalig. Hier wird man auf die Knie gezwungen.

Am Nachmittag durchschreite ich still betrachtend das ehemalige Pfarrhaus. Man sieht heute noch, in welch bitterer Armut und Entsagung der hl. Pfarrer von Ars gelebt hat. Die wenigen Gebrauchsgegenstände geben Zeugnis davon: ein paar ärmliche Stück Möbel, der abgetragene Priestertalar, das grobe Schuhwerk. — Im Schlafzimmer sieht man das halbverkohlte Bett, das sein höllischer Gegner, der ihn jahrelang entsetzlich quälte, angezündet hatte. Doch — wie es im Brevier heißt — "alle diese schrecklichen Prüfungen ertrug Johannes Maria in Geduld".

An ihm, an seinem Gebets- und Bußgeist, vor allem an seinem strengen Fasten hatte Satan seinen Meister gefunden. "Diese Art von Teufel wird nur durch Gebet und Fasten ausgetrieben" (Mt. 17, 21), sagte der Herr seinen Jüngern. Der Pfarrer von Ars stellte einmal einem Priester, der sich über die Erfolglosigkeit seiner Seelsorge beklagte, die Frage: "Haben Sie schon Buße getan für diese Seelen, haben Sie schon gefastet!" Kein Wunder, daß der Widersacher Gottes einmal durch den Mund eines Besessenen sagte: "Ein Dutzend von seiner Sorte, und meine Herrschaft in Frankreich wäre zu Ende." An all das mußte ich bei meinem Rundgang durch das Pfarrhaus denken. Eine Wallfahrt nach Ars ist keine Sensation. Alles ist einfach und still und weist auf den tiefsten Kern unserer hl. Religion, auf das Kreuz, auf die Kreuzesnachfolge.

Am 4. August waren es 100 Jahre her, daß der hl. Johannes Maria Vianney in die Ewigkeit ging. Was er durch sein Wort und Leben so eindringlich gepredigt hat, ist auch heute noch der einzige Weg zur Rettung der Welt: Zurück zum armen, gedemütigten, gekreuzigten Heiland Jesus Christus! –

Eine Kreuzigung

Erzählung von Georg Rendl



Der junge Mann, der in den dämmerigen, gewölbten Raum eines Antiquitätengeschäftes eingetreten war, wußte nicht mit Bestimmtheit zu sagen, welche besonderen Ereignisse der letzten Wochen es gewesen sein mochten, di ihn dazu drängten, sich einen immer heftiger werdenden Wunsch zu erfüllen. Der Anblick, der sich ihm trotz der Düsternis bot, glich, da er ein Chaos darstellte, in vielem dem Zustande, der ihn in den letzten Wochen erfüllte.

Es war nicht die geringste Ordnung zu entdecken. Hinter Lanzen, Waffen und Stühlen stand eine verstaubte, sehr kostbare Gruppe von lebensgroßen Heiligen. Alte, in Leder gebundene Bücher und Chroniken aller Formate, Tücher, Brokate, Kaschmire, Kirchenampeln, seltsam geformte Vogelkäfige, Hinterglasbilder, Uhren, Dosen, Pokale und tausenderlei andere kostbare Dinge und offensichtlich wertlose Gegenstände lagen oder standen durcheinander und verbreiteten einen haftenden Geruch von Staub und Moder.

Der junge Mann hatte eine ganz kurze Weile um sich schauend dagestanden, ohne zu bemerken, daß er von einem Winkel aus beobachtet wurde. Dort hatte eine Frau gesessen, die erhob sich nun und kam auf ihn zu. Obwohl es nicht kalt war, hatte sie sich in ein Wolltuch gehüllt. Sie war eine junge, sympatisch wirkende Person, aber es schien dem jungen Manne, als habe sie sich den Altertümern, die sie betreute, ohne es zu wissen, angepaßt. Ihre Haare waren verstaubt, und die Stimme, mit der sie um das Begehren des Eingetretenen fragte, klang brüchig.

"Der Herr wünscht?"

Der junge Mann erschrak davor, seinen Wunsch nun mit einem Male Wort werden zu lassen, aber er überwand das Erschrecken und sagte zögernd:

"Ein Kruzifix."

"Werden wir finden", sagte sie eifrig und so, als wäre sie aus einem modernen Jahrhundert erwacht. "Irgendwo werden wir eines finden —."

Dieses "Wir" klang wie eine Aufforderung, ihr suchen zu helfen, aber der junge Mann wagte es nicht, in diesem Durcheinander zu kramen, denn es schien ihm, als könne er nur Schaden anrichten. Die junge Frau begnügte sich damit, daß er ihr Suchen teilnehmend verfolgte, und mehr hatte sie auch nicht gewollt.

Alle Gegenstände, die sie anfaßte, um sie anderswohin zu stellen oder zu legen, behandelte sie mit liebevoller Sorgfalt. Eine Messingschale, von der sie mit den Händen den Staub gewischt hatte, hob sie dem jungen Manne entgegen, und ihre Augen funkelten vor Freude, als sie sagte:

"Eine schöne Schale, wie? Habe ich selber entdeckt. Diese edle Form! Und sehen Sie sich diese zarte Gravur an. Ein ganzes Dorf auf Wallfahrt! — Aber Sie wollen ein Kruzifix. Lassen Sie mir nur ein wenig Zeit, bitte."

Sie suchte weiter, schlichtete ganze Bücherstöße um, zog seltsame Geräte hervor und erzählte in einem fort. Sie war froh, daß ihr wieder einmal jemand Gelegenheit gegeben hatte, eine Entdckungsreise durch ihr Lager zu machen.

"Es ist nicht leicht", erklärte sie, während sie ihre Arbeit fortsetzte, "ein Kruzifix zu bekommen. Aber glauben Sie nicht, ich sage das, um einen höheren Preis bei Ihnen zu erzielen. Ich werde verlangen, was recht und billig ist. Wissen Sie, es ist gut, daß die Bauern sich nicht gern vom Herrgott trennen. Von zu vielen schönen Dingen haben sie leichten Herzens Abschied genommen. Leichten Herzens, ja, viel zu leichten Herzens! Da ist nur zu hoffen, daß sie sich nicht eines Tages von den Kreuzen ebenso leicht trennen wie von den anderen Dingen. Oder?"

"Ja", sagte der junge Mann mit einer Festigkeit, über die er sich sehr wunderte, "das ist zu hoffen."

Es vergingen wieder ein paar Sekunden, als die Suchende beglückt ausrief:

"Da, sehen Sie, sehen Sie!" Sie hob einen holzgeschnitzten Corpus Christi empor, der ohne das dazugehörende Kreuz unter den anderen Dingen gelegen hatte.

Der junge Mann, dem sie dann das Bildwerk aushändigte, betrachtete es in sich steigender Ergriffenheit, von der er nie gedacht hatte, daß er ihrer fähig sei. Es war ein bäuerliches Meisterwerk, geladen mit lebendiger und zugleich tödlicher Wirklichkeit. Die Arme starrten anklagend empor. Die zerschundenen Knie ragten vor, die Brust war zusammengesunken, und die Herzenswunde klaffte tief und rot. Der Kopf hing seitwärts vornüber; noch der Tote dürstete, und in den halboffenen Augen lag aller Schmerz, alles Entsetzen, alles Leiden, dessen nur

der Menschgewordene fähig gewesen war.

"Und das Kreuz dazu?" fragte der junge Mann.

"Das hat der Holzwurm zerstört. Der Bauer hat den Corpus so in seinem Schrank aufbewahrt", erklärte die Händlerin.

Hätte er sich denn nicht selbst ein Kreuz dazu machen können?"

"Das wäre wahrscheinlich das wenigste gewesen, ein Kreuz dazu zu machen —."

"Das wenigste?" fragte der junge Mann verwundert.

"Ja — aber dann das Kreuzigen — wissen Sie —, er brachte es nicht über sich. Er hat es mir so gesagt", erklärte sie.

"Das ist doch nur eine Holzfigur", sagte der Mann unwillig, zahlte den angemessenen Preis, ließ das Kunstwerk in ein Papier packen und verließ, nachdem er sich freundlich und kurz verabschiedet hatte, das Geschäft.

Auf dem Heimwege durch die sehr belebten Straßen überlegte er, ob er nicht einen Tischler aufsuchen solle, um den Corpus mit einem passenden Kreuz versehen zu lassen.

Dann aber dachte er, vielleicht ergehe es dem Schreiner ebenso wie es dem Bauern gegangen war — "er brachte es nicht über sich —". Ach, so weit, schalt sich der junge Mann, dürfe man sich von seiner Phantasie nicht treiben lassen, daß einem die Verwandlung eines Abbildes zum Urbild widerfahre, das Bildnis des Heilands sei noch lange nicht der Menschensohn selber. Gut, dachte er weiter, wenn aber irgend einer, dem ich sage, er solle für die Holzfigur ein passendes Kreuz machen und sie daran befestigen, mitten in der Arbeit daran denkt, daß ich, der Auftraggeber, mich bloß gescheut haben könnte, bildlich zu widerholen, was an Unmenschlichem geschah?

Es begann zu dunkeln, als der junge Mann mit dem Entschluß nach Hause gekommen war, selber zu tun, was er anderen nicht zumuten durfte. Er machte sich in einem fast fieberhaften Zustande an das Werk, fand Holz zur Anfertigung eines einfachen Kreuzes und anderes, daraus er die drei kleinen Nägel zu schnitzen begann. Er hatte ein scharfes Messer; die kleinen Späne fielen zu Boden, während einer der kleinen Nägel nach dem anderen entstand.

Er mußte sorgfältig sein und mußte jeden Schnitt sorgfältig führen. Er entdeckte sich dabei, daß er mit voller Absicht so langsam schnitt, und es war ihm seltsam zumute in diesem Schweben und Durcheinandergewobensein vergangener und gegenwärtiger Wirklichkeit, zu der er sich anschickte. Er wurde zu einem der Beteiligten, als er sich das Erschütternde auf Golgatha gegenwärtig machte.

Christus war auf den Berg gekommen, Geschmeiß aus der Stadt hatte gewartet. Wie ein Fliegenschwarm umschwirrte es ihn. Ein Verruchter sang Spottlieder und gröhlte nun wie ein Hund, der den Mond anheult.

Unten in der Stadt noch, war ihm die Mutter begegnet, die Soldaten, die ihn eskortierten, waren barmherzig gewesen und hatten sie mit ihm reden lassen. Die Mutter hatte ihn mit großen, schmerzglühenden Augen angesehen. Sein Leib war von vertrocknetem Blute überkrustet.

Die Dornenkrone lag wie ein Glutband auf seinem Haupte, und die Füße und Hände, das Antlitz, der Hals waren von Peitschen durchfurcht, von den Geißeln gestriemt, von den Morgensternen zerfetzt, und die Augen schwammen in Blut, und die Haare des Bartes klebten aneinander. Und sie, die Mutter da, schaute ihn an, nahm seinen wehmütigen Blick als Gruß des Abschieds, las von den Lippen, die sich schmerzzitternd bewegten, das Wort "Mutter".

Dann nahmen milde Frauen, die den Kreuztragenden beweinten, sich der Mutter an.

HEILIGES KREUZ

O heiliges Kreuz, wie sollte ich dich nennen?
Ich wollte dich nennen eine Sonne,
aber du bist noch viel schöner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
einen Himmel, aber du bist noch viel höher.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
einen Abendstern, aber du bist noch viel heller.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
einen Garten, aber du bist noch viel freudenreicher.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
einen Weinstock, aber du bist noch viel fruchtbarer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
ein Büschlein Blumen, Lilien und Violen, aber
du bist noch viel lieblicher und schöner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
ein starkes Feuer, aber du bist viel inbrünstiger
und wärmer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
Vater und Mutter, aber du bist noch viel getreuer.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
Schwester und Bruder, aber du bist noch viel lieber.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
ein Edelgestein und eine Perle aus dem Orient,
aber du bist viel werter.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
eine Taube, aber du bist viel unschuldiger und
reiner.
O heiliges Kreuz, ich wollte dich nennen
einen Schatz über alle Schätze der Welt, aber
du bist viel kostbarer.

Und der Herr war weitergeschritten, und das Kreuz meldete jedes Steinchen, jeden Stein seiner wundgescheperten Schulter.

Auf der Kuppe des Hügels gröhlte die ungeduldige Menge ihm zum Empfang. Soldaten rissen ihm die Kleider vom Leibe.

Ein Mann, der dort gelegen hatte, vom Johlen der Menge aufgeschreckt, rieb seine verschlafenen und verquollenen Augen, sah sich um und entdeckte, daß man seiner bedurfte. Er begab sich dorthin, wo die Meute am dichtesten gedrängt stand und am lautesten johlte, schob, was ihm im Wege war, schnaubend beiseite, sah den Dornengekrönten vor sich und das Kreuz auf der Erde liegen, streckte einen Arm aus, beugte ihn, um allen denen, die ihn nun ansahen, das Spiel seiner wulstigen Muskeln vorzuführen, streckte ihn abermals aus, berührte mit dem Zeigefinger den Nazarener und schob ihn hintenüber, bis er über die gekreuzigten Balken fiel. Die Leute, Männer und Frauen brüllten vor Vergnügen und Lust, denn nun hatte sich ein Entschlossener gefunden, der diesen Menschen, der selbst die Leidenskrone aus Dornen wie eine mit Edelsteinen besetzte Königskrone trug, seiner Würde zu entblößen vermochte. Er zerrte den am Boden Liegenden über dem Kreuz zurecht, faßte eine Hand, kniete sich auf den Arm, nahm den Schwinghammer und den ersten der bereitliegenden Nägel, setzte ihn auf die Handwurzel, holte zum Schwunge aus und ließ den Hammer niedersausen.

Er wischte sich den Schweiß aus der Stirne, denn es war heiß.

Dann jagte er den zweiten Nagel durch die Hand in das Holz. Die Füße anzuheften mußten Umstehende ihm helfen.

Der Heiland stöhnte bei jedem Hiebe, es war ein Stöhnen, so furchtbar, als hätte die ganze Kreatur der Erde ihr Leid und ihren Schmerz hinzugegeben.

Der junge Mann legte den Hammer aus seiner zitternden Hand, griff in die Tasche, holte das Tuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen. –

Erzbischof von Prag: Geburtstag hinter Gittern

Von A. Hase

In einem unbekannten Ort in der Tschechoslowakei vollendete der vor zehn Jahren vom kommunistischen Regime verhaftete Erzbischof von Prag, Josef Beran, sein 70. Lebensjahr. Der Staatssicherheitsdienst der CSR läßt den Erzbischof von Prag nicht in einem festen Zwangsasyl, sondern versteckt Josef Beran von Zeit zu Zeit immer wieder an anderen Orten, die streng geheimgehalten werden.

Ein Handschreiben von Papst Johannes XXIII. an den Kirchenfürsten anläßlich seines Geburtstages erinnerte die Welt an dessen Schicksal. "Die Katholiken in der Tschechoslowakei vertrauen nach wie vor ihrem Erzbischof und verehren ihn", so schrieb der Papst.

Josef Beran wurde schon unter der deutschen Besetzung von 1942 bis 1945 in den Konzentrationslagern Theresienstadt und Dachau gequält. Die Nationalsozialisten wußten, daß er in seinem Volke sehr beliebt war und die Besetzung seiner Heimat nicht duldete. Sie glaubten, den Geistlichen im Konzentrationslager zum Schweigen bringen zu können. Das gelang ihnen nicht.

An 4. April 1946 wurde Josef Beran Erzbischof von Prag. Er versuchte mit dem kommunistische Regime Gottwalds zu einem Übereinkommen zu gelangen. Nach außen hin gab er seine Absicht im weltbekannten St.-Veits-Dom auf dem Hradschin bei der Wahl Gottwalds zum Staatspräsidenten im Juni 1948 zum Ausdruck. Aber schon bald zeigte Gottwald sein wahres Gesicht. Er wollte den Abschluß eines Vertrages, wonach die Rechte der Kirche in der Tschechoslowakei stark eingeschränkt werden sollten.

Josef Beran aber blieb hart. Gottwald war erzürnt darüber, daß die Verhandlungen scheiterten. Sein Gegenschlag folgte bald. Zuerst verbot er die kirchlichen Amtsblätter. Dann ließ er Priester verhaften und stellte den Caritasverband unter staaliche Leitung. Überall im Lande rotteten sich die Kommunisten zusammen, um eine "Volksbewegung" zu inszenieren. Sie gründeten eine "Katholische Aktion".

Alle Proteste Josef Berans bei Gottwald blieben ohne Erfolg. Schlagartig besetzte am 15. Juni 1949 kommunistische Polizei das Palais des Erzbischofs. Aber vorerst blieb Josef Beran nach außen hin noch frei. Alle Welt horchte auf, als der Erzbischof drei Tage später von der Kanzel der Prämonstratenser-Kirche seinen Gläubigen verkündete: "Niemals werde ich meinen Glauben verraten! Ich unterschreibe auch kein Wort einer Erklärung, die sich gegen unsere Kirche und gegen den Heiligen Vater richtet."

Diese Predigt war der Anlaß für das Regime Gottwalds, den Erzbischof von Prag ins Zwangsasyl zu schicken. Der Fronleichnamstag 1949 besiegelte sein Schicksal. Im St.-Veits-Dom zelebrierte Josef Beran ein Pontifikalamt. Schon in den ersten Minuten erkannte der Erzbischof, daß im überfüllten Dom unter den Zuhörern Kommunisten und Angehörige der "Arbeitermiliz" waren. Als der Geistliche seine Predigt beginnen wollte, wurde er durch ein lautes Pfeifkonzert gestört. Es half nichts, daß die Gläubigen den Wenzels-Choral anstimmten. Draußen stand ein riesiges Aufgebot von Polizei und verhaftete den Erzbischof, als er aus dem Gotteshaus trat.

Von diesem Tage an ist der Erzbischof von Prag ein Gefangener der Kommunisten. Seine Bewachung erfolgt durch ausgesuchte Offiziere und Soldaten der Polizeitruppe, die sich unter Androhung der Todesstrafe dazu verpflichten mußten, den Aufenthaltsort des Bischofs streng geheimzuhalten. –



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

4. Fortsetzung

24.

Wieder einmal kniete Bernadette

an der Grotte von Massabielle. Es ist der Morgen des 2. März. Die wunderschöne Dame steht erneut vor ihr und gibt ihr eine bestimmte Weisung, die sie dem Pfarrer von Lourdes zu überbringen hat.

Die Sorge Bernadettes, wie sie diesmal wohl im Pfarrhaus empfangen werde, ist verständlich. Auch ihre Tante Basilea, die sie an diesem Morgen zur Grotte begleitet hatte, fühlte, daß das Kind in Sorge war. Es überraschte sie nicht, als ihre Nichte sie bat, mit ihr zum Pfarrer zu gehen. Auf die Frage der Tante, weshalb das nötig sei, erwiderte Bernadette:

"O ich bin in so großer Angst, denn die Dame hat mir nochmals gesagt, dem Herrn Pfarrer mitzuteilen, sie wolle eine Kapelle in Massabielle haben. Nun weiß ich aber nicht, wie ich es anstellen soll, das auszurichten."

Bernadette schmiegte sich an ihre Tante Basilea und sagte:

"Tante, wenn du wüßtest, welche Freude du mir machtest, wenn du mit mir zum Herrn Pfarrer gehen wolltest."

Die Tante war jederzeit bereit, ihrer Nichte alle Wünsche zu erfüllen, aber es wurde ihr doch schwer, mit ins Pfarrhaus zu gehen, weil sie den rauhen Ton des Pfarrers fürchtete.

"So oft ich an diesem heiligmäßigen Mann vorbeigehe", erklärte Basilea Castérot, "zittere ich und bekomme Gänsehaut."

Schließlich raffte sie sich auf und ging mit Bernadette zum Pfarrer. Nicht zuletzt deshalb, weil sie fürchtete, die Dame an der Grotte sonst zu beleidigen.

Der Empfang im Pfarrhaus war sehr kühl. Kaum hatte der Pfarrer Peyramale ihren Gruß erwidert, als er sich an Bernadette wandte:

"Nun, was hast du mir denn zu sagen? Hat die Dame wieder gesprochen?"

"Ja, Herr Pfarrer, sie hat mir befohlen, Ihnen nochmals zu sagen, daß sie eine Kapelle in Massabielle haben will. Auch fügte sie noch bei: *'Ich möchte haben, daß man eine Prozession hierher macht.'* "

Der Pfarrer wurde noch ernster:

"Meine Tochter, was du zuletzt gesagt hast, hat mir gerade noch gefehlt bei all deinen Erzählungen. Entweder belügst du mich oder die Dame, die dir das befahl, hat sich eine Maske aufgesetzt, um jene vorzutäuschen, als die sie sich ausgibt. Und jetzt wagt sie es, auch noch eine Prozession zu verlangen? Weshalb das? Etwa um uns vor den Ungläubigen lächerlich zu machen und unsere Religion in Verruf zu bringen? Das ist eine ungewöhnliche Falle, die hier gestellt wird. Erkläre der Dame, daß ich nicht befugt bin, aus mir etwas Derartiges zu tun. Sie müßte dich deshalb zum Bischof von Tarbes, aber nicht zu mir schicken."

"Aber Herr Pfarrer," warf Bernadette schüchtern ein, "die Dame hat mir nicht gesagt daß sie *sofort* eine Prozession zur Grotte will, sondern sie hat nur gesagt: 'Ich will, daß man in Prozessionen hierherkommt.' Wenn ich sie richtig verstanden habe, dann hat sie von der Zukunft und nicht von der Gegenwart gesprochen."

Diese Worte machten den Pfarrer nachdenklich, und er schaute das Mädchen durchdringend an. Was sollten diese Worte wohl bedeuten? Stand ihm wirklich eine gerissene Komödiantin gegenüber, die ihm durch ihr unschuldiges Aussehen Sand in die Augen streute? Immer noch fürchtete Pfarrer Peyramale,

getäuscht zu werden. Kein Wunder, daß sein Mißtrauen nicht wich. Schließlich erklärte er:

"Es wird allmählich Zeit, Klarheit in den Dingen zu bekommen, in die die Dame mich hineinzuziehen versucht. Sage ihr also, mit dem Pfarrer von Lourdes müsse sie schon eine ganz klare Sprache sprechen. Sie verlangt, daß eine Kapelle gebaut wird. Sie wünscht, daß Prozessionen abgehalten werden. Woher nimmt sie dieses Recht? Wer ist sie überhaupt? Woher kommt sie und was hat sie als Berechtigung für ihre Forderungen aufzuweisen? Wenn diese Dame wirklich die ist, die du mich erraten läßt, dann werde ich ihr eine Möglichkeit geben, zu beweisen, daß sie berechtigt ist, solche Botschaften zu verkünden. Wie du behauptest, hält sie sich oberhalb des Rosenstrauches an der Grotte auf. Sage ihr, sie möge an einem der nächsten Tage in Anwesenheit der versammelten Menge diesen sofort blühn lassen.

An dem Tage, da du kommst und mir melden kannst, daß sich dieses Wunder vollzogen hat, glaube ich deinen Worten und gehe mit dir nach Massabielle."

Tante und Nichte lächelten nur über diese Worte des Pfarrers. Und als er nichts mehr hinzufügte, verneigten sie sich und verließen das Pfarrhaus.

25.

Mittwoch, den 3. März.

Bernadette kniet zur gewohnten Stunde an der Grotte und betet den Rosenkranz. Dann schreitet sie bis zum Rosenstrauch, betet dort weiter, küßt den Boden und kehrt an ihren vorherigen Platz zurück.

Den Kopf tief zur Erde geneigt, verharrt sie im Gebet. Sie küßt nochmals den Boden, macht das Kreuzzeichen und steht auf. Die umstehenden Menschen fragen sie aus. Schlicht und einfach antwortet Bernadette:

"Die Dame ist heute nicht gekommen."

"Vielleicht sind die Erscheinungen jetzt zu Ende", wirft einer dazwischen.

"Ich weiß es nicht", erwidert Bernadette, "aber die vierzehn Tage sind noch nicht vorüber. Ich komme morgen wieder zur Grotte."

Schlicht und einfach ist die Sprache des Kindes, das weder etwas zu verheimlichen hat noch irgend etwas aufbauscht. Es nimmt alles so hin, wie es sich ergibt. Stets demütig, ist seine Wahrhaftigkeit wohltuend.

Der folgende Tag, der 4. März, sollte der letzte der Erscheinungen sein. Der Ortskommandant von Lourdes rechnete deshalb mit einem großen Zustrom und hielt es für richtig, folgenden Erlaß bekannt zu geben:

"Die Anwesenheit einer großen Anzahl von Fremden, die mir anläßlich des morgigen Markttages gemeldet worden ist, veranlaßt mich, mir die gesamte Truppe von Lourdes zu unterstellen. Ich bitte deshalb, bereits morgen früh um 6 Uhr alle verfügbaren Soldaten am Rathaus bereit zu halten."

26.

Angefangen von der Lokalzeitung

bis zu den großen Zeitungen in Paris und den übrigen Großstädten Frankreichs war die Presse seit Tagen voller Nachrichten über die Erscheinungen an der Grotte von Lourdes. Die einen berichteten sachlich, ohne eine eigene Meinung zu äußern. Andere wieder nahmen Stellung zugunsten der Echtheit der Erscheinungen, und die Boulevardpresse und ähnlich gerichtete Organe ergingen sich in bitterem Spott und Hohn gegen Bernadette und die Vorgänge an der Grotte.

Die Zahl derer, die von auswärts kamen, um sich an Ort und Stelle ein Urteil an der Grotte zu bilden, wurde immer größer. Der Zustrom nahm am 3. März und in der Nacht vom 3. zum 4. März ein ungeahntes Ausmaß an. Aus allen Landesteilen Frankreichs waren die Menschen herbeigeeilt, insbesondere aus den Nachbarstädten und Dörfern, teilweise Gruppen von 10, 15, 20 und mehr Personen. Aus allen vier Himmelsrichtungen strömten sie beim Morgengrauen in die Stadt und strebten der Grotte von Massabielle zu.

Es ist sehr schwer, die genaue Zahl der an diesem 4. März an der Grotte Anwesenden abzuschätzen. Vorsichtige Schätzungen nennen die Zahl zwischen 15 000 und 20 000 Menschen. Heute, nachdem die Zufahrtsstraßen wesentlich besser sind als damals, ist ein solcher Menschenstrom nach Lourdes nichts Außergewöhnliches mehr, aber zur damaligen Zeit durfte man darin schon etwas Wunderbares erblicken.

Die Hüter der öffentlichen Ordnung gaben ungewollt diesem Tage ein besonders feierliches Gepräge: Soldaten standen morgens 6 Uhr in ihrer Paradeuniform vor dem Rathaus und warteten die Befehle des Kommandanten ab. Staffelförmig wurden sie auf dem Wege zur Grotte eingesetzt, um die Ordnung aufrecht zu halten. Zur Verstärkung der Ortspolizei waren darüber hinaus noch 3 bis 4 Brigaden auswärtiger Polizisten herbeigeholt worden. Teils zu Fuß, teils zu Pferde paradierte die Polizei durch die Stadt und auf den Wegen, die die Seherin gehen mußte. Die Ortspolizei stand gewissermaßen als Ehrengarde unter den Arkaden und wartete dort auf Weisungen. Bürgermeister und Stadträte hatten gleich dem Polizeikommissar von Lourdes ihre Ehrenschärpen angelegt und gaben allerorts gute Ratschläge, damit sich alles in Ruhe und Ordnung vollziehe. Nirgends brauchte eingeschritten zu werden.

*

Was aber vollzog sich im Hause Soubirous, während diese äußerlichen Sicherungsmaßnahmen vorbereitet und durchgeführt wurden? Gar nichts! Alles ging dort seinen gewohnten Gang. Vater und Mutter kannten auch jetzt nichts anderes, als um das tägliche Brot für ihre Kinder besorgt zu sein.

Am Morgen des 4. März erhob sich Bernadette zur gewohnten Stunde und machte sich fertig, um zur Grotte zu gehen. Bevor sie das Haus verließ, kniete sie ihrer Gewohnheit gemäß vor dem Kruzifix nieder und betete. Als Letztes warf sie noch ihren Sonntagsumhang um die Schultern und eilte zur Grotte.

Auf den Straßen herrschte reges Leben, und alles schaute gespannt auf die Seherin. Von allen Seiten hörte man den Ruf:

"Sie kommt! Sie kommt!"

Bernadette achtete nicht darauf, was um sie her-

um vorging. Unbirrt strebte sie der Grotte zu. Inzwischen hatten sich die Polizisten mit aufgepflanztem Seitengewehr an die Spitze gesetzt und bahnten ihr den Weg durch die Volksmenge. Schlicht und bescheiden, wie gewöhnlich, ging Bernadette ihres Weges.

In der Nähe von Massabielle erblickte sie ein blindes Mädchen, das ungefähr gleichaltrig mit ihr war. Es weinte bitterlich. Mitleidsvoll ging Bernadette auf es zu und umarmte es tiefbewegt. Als die Blinde erfuhr, daß es die Seherin von Lourdes war, wußte sie nicht, wie sie ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen sollte.

Um 7.15 Uhr kam Bernadette an der Grotte an. Der Menschenandrang war so groß, daß es kaum möglich ist, eine nähere Beschreibung darüber zu geben. Alles drängte sich an die Seherin heran. Jeder wollte Zeuge dessen sein, was sich nun ereignen werde. Wie Trauben hingen die Menschen an den Bäumen und Felsvorsprüngen, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Selbst auf der gegenüberliegenden Seite des Gave waren die Wiesen voller Zuschauer.

Kaum hatte sich Bernadette niedergekniet, da verstummte die Menge, wie auf geheimen Befehl. Alle Männer zogen den Hut ab und knieten sich gleich den Frauen nieder. Heilige Stille lag über dem ganzen Bereich von Massabielle.

Bernadette war inzwischen der Welt entrückt und befand sich im Zwiegespräch mit ihrer geliebten Dame. Betrachtete man das Antlitz, dann schien sie gerade die Worte zu sprechen:

"Dir schenke ich meine Seele — dir schenke ich mein Herz — dir weihe ich mein Leben!"

Tränen rannen der Seherin über die Wangen. Dann nahm ihr Gesicht einen heiteren Ausdruck an und auf ihren Zügen spiegelte sich ein großes inneres Glück wieder.

Was mag sich wohl in diesen Augenblicken in der Seele des begnadeten Kindes vollzogen haben? Niemand wurde es gewahr.

Die Ekstase dauerte mehr als eine Stunde.

Kaum war Bernadette wieder im Besitz ihrer Sinne, da stürzten die Menschen sich auf sie, um sie auszuforschen, und wollten wissen, was geschehen sei. Bernadette antwortete nur:

"Es war wie immer. Und als sie wegging, hat sie mir zugelächelt, aber sie hat keinen Abschied von mir genommen."

"Da die vierzehn Tage jetzt vorüber sind, kehrst du wohl nicht mehr an die Grotte zurück?" fragte man sie.

"Oh, ich komme wohl zurück, aber ich weiß nicht, ob die Dame nochmals erscheint."

Obwohl die Erscheinung schon einige Minuten vorüber war, verharrten die Anwesenden auf ihren Plätzen. Die beiden Polizisten, die Bernadette das Geleit zur Grotte gegeben hatten, bahnten ihr nun auch den Weg zurück.

Überall standen die Menschen, um das begnadete Kind mit eigenen Augen zu sehen. Das aber konnte Bernadette nicht beeindrucken. Schlicht und einfach schritt sie ihres Weges dahin, bis sie wieder bei Vater und Mutter zu Hause war.

Ein Teil der Zuschauer war an diesem Tage nicht befriedigt von dem Ergebnis der Erscheinung. Man hatte im stillen darauf gewartet, daß die Dame auf die Herausforderung des Pfarrers einginge und den Rosenstrauch an der Grotte erblühen lasse. Andere wiederum hatten noch viel größere Dinge erwartet. Mehr oder weniger enttäuscht gingen sie von dannen.

Die nachdenklichen Menschen aber waren bescheidener. Sie warteten die weitere Entwicklung in Ruhe ab. Für sie stand es fest, daß sich hier etwas Wunderbares vollziehe.

Im stillen hegten die Gegner

der Erscheinungen die Hoffnung, das Ganze werde eines Tages mit einem großen Skandal enden. Sehnsüchtig warteten sie darauf und gaben das in ihren Berichten an die Zeitungsredaktionen offen zu. Was in diesen Tagen und Wochen durch gewisse Berichterstatter an Phantasiegebilden in die Welt gesetzt wurde, war grenzenlos.

Wenn vom 4. März ab die Zahl der täglichen Besucher an der Grotte auch kleiner geworden war, so fanden sich dennoch täglich zahlreiche Menschen ein, die der Gottesmutter in andächtigem Gebet huldigten. Besonders zahlreich kamen die Pilger sonntags aus den umliegenden Dörfern und Städtchen, ohne daß die Bevölkerung von Lourdes viel Notiz davon genommen hätte.

Für Bernadette nahmen die Tage ihren gewöhnlichen Verlauf, sie kümmerte sich um nichts. Viermal täglich ging sie mit ihren Kameradinnen froh den Weg zur und von der Schule durch die Straßen von Lourdes. In selten glücklicher Weise paarten sich bei Bernadette die Unschuld eines Kindes mit der Heiterkeit eines guten Gewissens.

Sobald Bernadette am späten Nachmittag aus der Schule nach Hause kam, führte ihr Weg sie wieder zur Grotte von Massabielle. Dort angekommen, kniete sie nieder und küßte den Boden. Ihr Blick war auf die Grotte gerichtet, wenn sie ins Gebet versunken war. Hatte sie ihre Andacht beendet, dann stand sie auf, verneigte sich vor der Grotte und kehrte ebenso unauffällig nach Hause zurück, wie sie gekommen war.

Hatte Bernadette schulfrei, dann verbrachte sie tagsüber viele Stunden im Gebet an der Grotte, um der zu huldigen, die ihr versprochen hatte, sie glücklich zu machen, wenn auch nicht auf dieser Welt, so doch in der Ewigkeit.

In diesen Märztagen errichteten gute Seelen an der Grotte einen schlichten Altar. Ununterbrochen brannten dort Tag und Nacht Kerzen. Gebet und Gesang hörten an dieser heiligen Stätte nicht mehr auf.

27.

Alles war gespannt,

wie sich die Dinge an der Grotte weiter entwickelten. Drei Wochen gingen dahin, ohne daß sich etwas Außergwöhnliches in Masabielle ereignet hätte.

So war das Fest Mariä Verkündigung gekommen. An diesem Morgen war die Zahl der Anwesenden bei weitem nicht so groß , wie an den bisherigen Erscheinungstagen. Neben einigen Männern, die vor der Grotte knieten, waren durchweg Mädchen und Frauen gekommen. Sie alle waren überzeugt, daß

die Gottesmutter an diesem Tage der Seherin einen besonderen Gnadenerweis zuteil werden lasse.

Bernadette eröffnete ihren Eltern am Vorabend von Mariä Verkündigung, sie müsse am folgenden Tage zur Grotte; eine innere Stimme dränge sie dazu. Zeitig legte sie sich zu Bett, konnte in ihrer freudigen Erregung aber keinen richtigen Schlaf finden. In aller Frühe stand sie auf, und nachdem sie sich feiertäglich gekleidet hatte, machte sie sich auf den Weg nach Masabielle.

Bernadette berichtete später:

"Sie war wieder da. Lächelnd schaute sie liebevoll herab, wie eine Mutter auf ihre Kinder. Als ich mich auf den Boden kniete, bat ich die Dame um Verzeihung, weil ich so spät gekommen sei. Gütig wie immer, machte sie mir mit dem Kopf ein Zeichen, darüber brauche ich nicht besorgt zu sein. Ich drückte meine Freude aus, sie wieder sehen zu dürfen. Nachdem ich ihr alles gesagt hatte, nahm ich meinen Rosenkranz zur Hand. Während ich betete, kam es mir in den Sinn, sie nach ihrem Namen zu fragen. Dies Verlangen war so mächtig, daß alle anderen Gedanken in den Hintergrund traten. Ich fürchtete mich aber, ihr lästig zu fallen und ihr wiederum eine Frage zu stellen, die sie vielleicht nicht beantworten wollte. Dennoch drängte es mich, sie auszusprechen. Endlich brachte ich in meiner Erregung die Worte über die Lippen und fragte die Dame, wer sie sei.

Sie neigte ihr Haupt, lächelte und antwortete mir nicht. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich faßte erneut Mut und bat sie noch einmal, mir ihren Namen zu nennen. Wiederum lächelte sie, grüßte anmutig und schwieg. Mit gefalteten Händen wiederholte ich zum dritten Male meine Bitte und war überzeugt, daß ich eines solchen Hulderweises unwürdig sei."

Als Bernadette in ihrem Bericht bis dahin gekommen war, befiel sie eine große seelische Ergriffenheit. Schließlich raffte sie sich zusammen und fuhr fort:

"Die Dame stand aufrecht oberhalb des Rosenstrauches und zeigte sich mir so, wie sie auf der wunderbaren Medaille zu sehen ist. Bei meiner dritten Bitte um ihren Namen, wurde ihr Gesicht sehr ernst, und sie schien in tiefe Demut versunken zu sein. Sie faltete ihre Hände, hob sie empor und schaute zum Himmel auf. Dann breitete sie die Arme aus, neigte sich mir zu und sagte mit zitternder Stimme: "Ich bin die Unbefleckte Empfängnis."

Bei diesen Worten verneigte Bernadette sich und breitete ebenfalls ihre Arme aus.

Das große Geheimnis um die Grotte von Massabielle war nun geklärt. Hätte man sich einen geeigneteren Tag als das Fest Mariä Verkündigung dafür denken können?

Die Menschen, die in dieser segensreichen Stunde an der Grotte weilten, vernahmen die Worte der Gottesmutter nicht, waren aber von heiligen Schauer durchdrungen. Nachdem Bernadette gesprochen hatte, fielen sie auf die Knie nieder und küßten den Boden.

Wie aus einem einzigen Munde erscholl der Ruf vor der Grotte von Massabielle:

"O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen!"

Am Nachmittag des 25 März

Meine Schwester und ich erhielten unerwartet Besuch von Bernadette.

Man wird verstehen, wie tief bewegt wir beide waren. Unsere Unterhaltung mit dem begnadeten Kind drehte sich nur um die Geschehnisse an der Grotte. Vor allen Dingen wollten wir Einzelheiten über die Erscheinung am Vormittag wissen.

Über dem Antlitz des Mädchens lag ein friedliches Strahlen. Scheu begann sie zu berichten. Die Haltung und Gesten der Gottesmutter machte sie uns so lebendig vor, daß wir glaubten, alles in Wirklichkeit vor unseren Augen zu sehen.

Am Ende ihres Berichtes wurde Bernadette von tiefer Rührung ergriffen. Sie stockte einen Augenblick, um dann mit tränenerfüllten Augen, zitternder Stimme und engelgleichem Gesichtsausdruck die Worte der Gottesmutter zu wiederholen:

"Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!"

Wenn ich nachträglich all dies erwäge und ver öffentliche, dann tue ich es nicht um das Andenken an die Seherin oder um meiner Erinnerung willen, sondern um damit auch zu beweisen, wie aufrichtig das begnadete Kind berichtet hat.

Bernadette war nicht imstande, das Wort "Conception" ("Empfängnis") richtig auszusprechen und wußte nicht, was die Worte bedeuteten: "Ich bin die Unbefleckte Empfängnis."

Als sie uns alles berichtet hatte, bemühte meine Schwester sich, ihr das Wort "Conception" zu buchstabieren. Sie sprach jeden Buchstaben nach, um zum Schlusse mit einer geradezu verblüffenden Naivität zu fragen:

"Aber Fräulein, was sollen die Worte heißen: "Ich bin die Unbefleckte Empfängnis?"

28.

Immer sprach Bernadette

bis zum 25. März von der "Dame", die ihr an der Grotte erschienen. Es war, als habe sie in den vorausgegangenen Wochen einer inneren Stimme gehorcht, den Namen der Dame nicht auszusprechen, den sie zweifellos ahnte. Nun hatte sich plötzlich alles geändert. Sie sprach von Unserer Lieben Frau von der Grotte oder Unserer Lieben Frau von Massabielle.

Kurz darauf feierten wir das Osterfest. Mit einer Andacht und Innigkeit wie man sie bis dahin kaum kannte, gingen die Christen von Lourdes zum Tisch des Herrn.

In dieser Osterwoche fand die 17. Erscheinung statt, es war am Ostermittwoch, dem 7. April. Ich selbst konnte nicht dabei sein, aber Dr. Dozous berichtet darüber:

"Bernadette kniete auf dem Boden und betete mit engelgleichem Eifer den Rosenkranz. In der linken Hand trug sie ihren Rosenkranz, und in der rechten hielt sie eine brennende Kerze.

Als sie sich vom Boden erheben wollte, stockte sie plötzlich, und ihre rechte Hand näherte sich mit der brennenden Kerze der linken. Die Flamme der brennenden Kerze befand sich zwischen den gespreizten Fingern. Ein heftiger Windstoß brachte es

mit sich, daß die Flamme die Finger berührte, ohne daß die Haut dadurch verletzt wurde.

Ergriffen durch diese Tatsache, sorgte ich dafür, daß die Kerze nicht ausgelöscht wurde, nahm meine Uhr zur Hand und stellte fest, daß dieser Zustand 15 Minuten dauerte.

Nach dieser Begebenheit erhob sich Bernadette, noch immer in Ekstase, und schritt ins Innere der Grotte. Die Hände lösten sich, so daß die Flamme die linke Hand nicht mehr berühren konnte.

Inzwischen hatte ihr jemand die Kerze aus der Hand genommen und sie ausgelöscht. Ich bat darum, der Seherin die Kerze wieder zurückzugeben und anzuzünden. Daraufhin führte ich diese wiederholt unter die linke Hand der Begnadeten, die aber sofort rief:

"Ich verbrenne mich."

Das alles berichte ich genau so, wie ich und viele Personen, die ganz in der Nähe Bernadettes standen es wahrgenommen haben. Ich gebe das ohne jedweden Kommentar wieder."

29.

Drei Monate sind inzwischen vergangen

Es ist der 16. Juli, das Fest U. L. Frau vom Berge Karmel. Zwischen Ostern und diesem Tage war Bernadette zur Ersten heiligen Kommunion gegangen. An diesem Festtag der Gottesmutter hatte sie zum dritten- oder viertenmal den Leib des Herrn während des hl. Meßopfers empfangen.

In den späten Nachmittagsstunden kniete Bernadette in der Pfarrkirche und betete. Während des Gebetes forderte eine innere Stimme sie auf, an die Grotte zu gehen. Unverzüglich folgte sie, eilte zu ihrer Tante Lucilla und bat diese, sie zu begleiten.

Inzwischen hatte die hohe Obrigkeit geglaubt, die Grotte durch einen Holzverschlag absperren zu müssen.

Um nicht gegen das obrigkeitliche Gebot zu verstoßen, nahmen Bernadette und ihre Tante den Weg durch die Wiesen von La Ribière und knieten sich auf dem rechten Ufer des Gave nieder, genau gegenüber dem Felsen der Erscheinungen.

Als die beiden durch das Stadtviertel Lapaca gingen, wurden sie von Bekannten angesprochen, die sie begleiteten. An den Wiesen, entlang der Straße nach Pau, stießen sie auf eine Gruppe von Frauen, die gegenüber der Grotte auf den Knien lagen und beteten. Als sie Bernadette erblickten, standen sie voll Freude auf.

Kaum daß die Seherin ihren Blick auf die Grotte jenseits des Gave gerichtet hatte, fiel sie in Ekstase und rief:

"Ja! Ja! Da ist sie! Sie begrüßt uns und lächelt uns über den Zaun hinweg zu."

Was sich dann zwischen der Begnadeten und ihrer himmlischen Mutter ereignete, weiß nur der Himmel allein. Ihre vergeistigten Züge, ihr ganzes Wesen und ihr stets erneutes Bemühen, aufzustehen und ihrer himmlischen Königin entgegenzueilen, setzten die Anwesenden in höchstes Erstaunen. Tief ergriffen wohnten sie diesem Schauspiel bei.

Inzwischen neigte die Sonne sich im Westen immer mehr. Auch die Erscheinung der Gottesmutter erreichte ihr Ende. Es war die letzte, die der Begnadeten an der Grotte von Massabielle zuteil wurde.

30.

Daß die Hölle angesichts dieses Geschehens nicht untätig zusehen konnte, ist selbstverständlich. Satan wußte, was hier auf dem Spiele stand. Er sah die Grotte von Lourdes Tag und Nacht mit Kerzen erleuchtet. Er stellte fest, wie immer mehr Menschen an diese Gnadenstätte pilgerten und wußte, daß hier jene am Werke sei, die ihm mit ihrem mächtigen Fuße den Kopf zertreten hatte. Er kannte also ihre Macht und war sich darüber im klaren, daß er nur auf krummen Wegen zu seinem Ziele kommen konnte.

Wie ich bereits berichtet habe, trat die Hölle erstmals bei der vierten Erscheinung während der Ekstase der Seherin auf, als vom Gave her ein wildes Stimmengewirr ertönte und Bernadette davon in Schrecken versetzt wurde. Wutschnaubend mußten die Teufel das Feld vor der räumen, die der Begnadeten von Lourdes erschien.

Anfangs wollte man Bernadette das nicht glauben, mußte aber im Laufe der Zeit feststellen, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Was ich in diesen Aufzeichnungen darüber geschrieben habe, erfuhren meine Schwester und ich aus dem Munde der Seherin selbst. Augenzeugen dieser Erscheinung bekräftigten ebenfalls, daß sich alles so, wie ich es schildere, zugetragen hat.

Daß Satan nun einerseits als "Engel des Lichtes" an dieser Grotte aufzutreten versuchte, ist kaum zu verwundern. So kam eines Tages ein als fromm bekanntes Mädchen aus der Rue de la Basse in Lourdes von der Grotte zurück und berichtete, es habe "ein Konzert himmlischer Stimmen" vernommen, während es den Rosenkranz betete. Diese Stimmen hätten einen ganz eigenen Reiz ausgeübt. In seiner Naivität meinte es, so etwas könnten "nur die Engel" hervorzaubern.

Als das Mädchen sich auch am folgenden Tage an die Grotte begab und von neuem den Rosenkranz betete, ertönten wiederum diese "unaussprechlichen, reinen und lieblichen Weisen" an seine Ohren, aber im Laufe der Zeit verwandelten sie sich in seltsame Dissonanzen und arteten schließlich in ein wildes Geschrei und Gezeter aus. Nach Aussagen des Mädchens herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander, wilde Stimmen ertönten aus der Grotte, und es schien, als sei ein regelrechter Kampf entbrannt. Erschreckt durch dies Geschehen, flüchtete das Mädchen in die Stadt zurück. So oft es davon sprach, wurde es bleich und zitterte am ganzen Leibe.

Was sich an Teufelsspuk in dieser ersten Zeit nach den Erscheinungen an der Grotte von Massabielle abgespielt hat, würde lange Seiten füllen, wollte man es im einzelnen wiedergeben. Nur sei noch ein Fall erwähnt, den ich selbst aus nächster Nähe beobachten konnte:

Eines Tages kam der elfjährige Sohn einer Nachbarsfamilie völlig verstört von der Grotte zurück und vermochte nicht ein einziges Wort zu sprechen. In ihrer großen Not bat die Mutter meine Schwe-

ster, gleich mit ihr zu kommen, um ihr beizustehen. Nach und nach gelang es meiner Schwester, den Jungen wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Nachdem er das seelische Gleichgewicht wieder erlangt hatte, erzählte er:

"Ich ging mit anderen Kindern zur Grotte. Als wir dort angekommen waren, betete ich. Ich schaute mich nach meinen Kameraden um. Als ich meinen Blick dann wieder zur Felsenhöhle wandte, sah ich eine goldene Dame auf mich zukommen. Diese Dame verbarg ihre Hände, ihr Unterkörper war in eine Staubwolke wie bei einem Gewitter gehüllt. Sie starrte mich an, als wolle sie mich verschlingen. Sofort dachte ich, es sei der Teufel, stand auf und lief davon."

Während der Junge das berichtete, zitterte er am ganzen Leibe und verkrampfte sich in das Kleid der Mutter.

Einige Wochen später ging dieser kleine Alex zur Ersten heiligen Kommunion, und am Vorabend dieses Tages schilderte er meiner Schwester noch einmal den ganzen Vorgang an der Grotte.

Es ist geradezu erschreckend, wenn man erwägt, was der Teufel in diesen Wochen und Monaten an der Grotte von Lourdes angestellt hat, um Kinder und Erwachsene zu täuschen und zu verwirren.

Aber all sein Unwesen nützte nichts. Den Sieg trug schließlich doch die Gottesmutter davon.

31.

Der Polizeikommissar Jacomet

wollte sich immer noch nicht geschlagen geben. Er konnte es Vater Soubirous nicht verzeihen, daß dieser am folgenden Tage nach dem Verhör Bernadettes nicht verhindert hatte, daß seine Tochter erneut zur Grotte ging.

Er organisierte einen regelrechten Spitzeldienst, um endlich "hinter die Schliche der Soubirous zu kommen." Für ihn stand fest: die Soubirous wollten sich ihrer Tochter Bernadette bedienen, um wieder zu Reichtum und Ansehen zu gelangen.

Übrigens: man wußte ja, daß man der Familie "nicht trauen konnte", hatte man doch den Vater im Jahre 1857 beschuldigt, Mehl und Holz gestohlen zu haben und ihn folgedessen 8 Tage in Haft gesetzt. Nachdem die Untersuchung seine völlige Unschuld erwiesen hatte, mußte man ihn vorbehaltlos freigeben. Aber die Polizei glaubte immer noch, Vater Soubirous überwachen zu müssen, um ihn eines Tages doch zu "schnappen". Das erwies sich jedoch als falscher Diensteifer.

Jacomet fühlte sich verpflichtet, am 24. oder 25. Februar 1858 dem Präfekten einen eingehenden Bericht über Bernadette ihr Verhör und die weitere Entwicklung an der Grotte von Massabielle geben zu müssen. Er schloß mit den Worten:

"Wenn auch die Berichte dieses jungen Mädchens keine andere Aufmerksamkeit verdienen, als jene, die man im allgemeinen kindlichen Erzählungen beimißt, muß doch festgestellt werden, daß sie in diesem Fall in der Stadt und Umgebung von der Bevölkerung ernst genommen werden. Jeden Morgen gehen viele Menschen an die Grotte von Massabielle, weil sie überzeugt sind, daß sie damit einen Akt der Anbetung (?!) vollziehen."

Auch der Bürgermeister von Lourdes wollte sich der Obrigkeit gegenüber in diesem Falle als getreuer Diener erweisen. Fast mit den gleichen Worten wie Polizeikommissar Jacomet berichtete er an den Präfekten von Tarbes.

Ebenso wenig fehlte ein Bericht des diensteifrigen Lehrers Clarens von Lourdes an den Präfekten. Er fühlte sich verpflichtet, alle persönlichen Eindrücke zu berichten, die er in dieser Sache wahrgenommen hatte.

Der Präfekt von Tarbes, Graf Massy, war ein zu nüchterner Mann, als daß er diesen Berichten besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Des Interesses wegen aber glaubte er, sie doch seinen Mitarbeitern vorlesen zu müssen, die sich darüber köstlich amüsierten.

Das hinderte weder den Polizeikommissar Jacomet noch den Bürgermeister von Lourdes, die Sache "auf die leichte Schulter zu nehmen". In ihren Augen war das Ganze nichts anderes als eine Phantasterei, der man ein Ende bereiten mußte. Aber wie? Das war die große Frage, auf die beide Herren keine Antwort wußten.

Der ständige anwachsende Pilgerstrom nach Lourdes und die öffentliche Meinung der Bevölkerung hinderten sie, übereilt zu handeln. Man mußte immer noch befürchten, gegebenenfalls einen Mißgriff zu tun, der eine Maßregelung durch die vorgesetzte Behörde im Gefolge haben konnte.

Wie aber sollte man sich aus dieser Zwangslage befreien?

Bürgermeister Lacade glaubte, einen Ausweg gefunden zu haben, indem er sich am 2. März 1858 amtliche Weisungen vom Präfekten erbat für sein Verhalten bi "der letzten Erscheinung, die am 4. März sein soll". Er war nicht wenig erstaunt, schon am 3. März die Antwort in Händen zu haben, die ihn wissen ließ: "Die Handlungen und Gesten des Mädchens Soubirous sind nicht meine Angelegenheit." Die Stadtverwaltung habe keine andere Aufgabe, als für die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Straßen der Stadt zu sorgen.

Und dennoch kamen dem Präfekten am 3. März Bedenken. Sollte nicht irgend etwas "hinter den Dingen an der Grotte von Massabielle sein"? In einem weiteren Telegramm an den Bürgermeister von Lourdes ordnete er an, eine genaue Durchsuchung der Grotte zu veranlassen, um festzustellen, daß dort "weder ein Täuschungsmanöver möglich sei, noch inszeniert werden kann."

Dienstbeflissen schrieb der Bürgermeistr von Lourdes an den Präfekten von Tarbes:

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Was kostet ein Priester?

Wenn ich Sie fragen würde, was ein guter Herrenanzug kostet, fänden Sie an dieser Frage bestimmt nichts Besonderes. Wenn ich aber auf Sie zukäme: "Verzeihung! Was kostet ein Priester, und zwar ein vortrefflicher Priester, sozusagen erste Qualität?" Dann würden Sie mich vielleicht doch für leicht benommen halten.

Daß nun aber niemand meint, hier soll nach Mark und Pfennig ausgerechnet werden, wie hoch die Studienauslagen sind, auch vom geistigen Aufwand des Theologiestudenten wollen wir hier nicht reden. Ein Priesterberuf läßt sich weder mit Geld noch mit Geist "kaufen". Er ist ein Gnadengeschenk. Wenn man aber doch einen Kostenvorschlag machen wollte, müßte man sagen: Ein Priesterberuf "kostet" Opfer.

Darüber gibt die Geschichte Aufschluß, die erst jüngstens bekanntgeworden ist, die Geschichte, wie Kardinal Stepinac zum Priestertum kam.

Seine Mutter hielt 30 Jahre lang jede Woche drei Fasttage, um für Alois, das siebte ihrer elf Kinder, die Gnade des Priesterberufs zu erlangen. Und als er — zuerst Offizier — im Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom das Theologiestudium absolvieren durfte, geschah es auf Grund einer Spende, welche von einer anderen Mutter Pfennig um Pfennig für die Ausbildung eines Priesters zusammengespart worden war. Die Endsumme übergab sie auf dem Sterbebett ihren dreizehn lebenden Kindern, welche den testamentarischen Auftrag getreu erfüllten, ohne damals noch zu wissen, wem die Ersparnisse ihrer Mutter zugute kommen würden.

Soviel hat also der Martyrerpriester Alois Stepinac "gekostet": Opfer und nochmals Opfer. Als sie gebracht waren, sprach der Herr: "Geh' auch du in meinen Weinberg!" Mehr noch: Geh in meine Leidenskelter!

St. Karl Burse

Bisher eingenommen: $2,150.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Mrs. S. Richardson, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Jos. Honigmann, Regina Sask.	20.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	35.00
Mrs. K. Ell, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Clem. Leibel, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Geo. Preikschat, Regina, Sask.	2.00
Mrs. A. Baumgartner, Regina. Sask.	1.00
Miss Martha Kuntz, Regina, Sask.	1.00
Miss Pauline Bretell, Regina, Sask.	15.00
Mrs. R. Ehman Sr., Craik, Sask.	5.00
Mrs. R. Ehman, Regina Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	35.00
Miss A. Thiringer, Venice Calif.	5.00
	$1,709.50

Fatima Burse

Mrs. Martin Nagel, Claybank, Sask.	2.00
H. Weiss, Fairview, Alta.	1.00
John J. Thauberger, Holdfast, Sask.	5.00
Elizabeth Koob, Preston, Ont.	2.00
Eine Leserin, Tribune, Sask.	2.00
Faldin P. Bischoff, Prelate, Sask.	2.00
	$8,099.35

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht – Carolusdruckerei GmbH, Frankfurt / Main, Deutschland

Alfons Kirchgässner, **Kleine Jakobsleiter.**
Geistliche Glossen — Zweite Folge. 316 S., L. DM 8.80
". . . Man findet heute in religösen Büchern selten eine so gewürzte und aufrichtige Sprache, wie sie uns in diesen kurzen Betrachtungen begegnet. Wer ein paar davon liest, wird alle lesen wollen . . ."

Karl Färber, **Brevier zum inneren Leben.**
276 Seiten, Leinen DM 8.80
". . . In diesem Werk findet jeder Leser eine Auswewahl aus den besten aszetischen Werken — Schriften der Gegenwart wie Klassikern christlicher Frömmigkeit — als eigentliches Brevier für die innere Lebensführung vor.

Otto Semmelroth S.J., **Gott und Mensch in Begegnung.**
Ein Durchblick durch die kath. Glaubenslehre.
362 Seiten und Titelbild, Leinen DM 12.00
". . . In diesem Werk findet jeder Leser eine Ausweitung und Vertiefung der Katechismuswahrheiten in einer Sicht, die uns den katholischen Glauben wieder recht groß und tröstlich zum Bewußtsein bringt . . ."

Otto Semmelroth S.J., **Maria oder Christus.**
Christus als Ziel der Marienverehrung. Meditationen.
160 Seiten, gebunden DM 5.80
". . . Diese Betrachtungen gehören zum Klarsten und Schönsten der bisherigen Marienliteratur überhaupt. Ich wüßte kein zweites Buch, das die Stellung Mariens in der Heilsordnung so einleuchtend aufwiese . . ."

Alfons Kirchgässner, **Geistliche Glossen.**
2. Aulage. 5.-7. Tsd. 236 Seiten, Leinen DM 7.80
". . . Ein Gedanke, ein Erlebnis, ein brennendes Tagesproblem leitet jede dieser Glossen ein. Von dort erfolgt dann der Vorstoß zum innersten Kern unseres Lebens, unseres Glaubens . . . Gäbe es doch mehr solcher Glossen in unserer religiösen Literatur!





